universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

J. H. Tuckey's Bericht von einer Reise nach Neu-Süd-Wallis, um zu Port-Philipp in der Bass's Straße eine Kolonie anzulegen

Tuckey, James Hingston

Weimar, 1805

urn:nbn:at:at-ubi:2-17761

J. H. Tuckey's, Esq.

Ersten Lieutenant's auf dem Schiffe Kalkutta,

Bericht von einer Reise

nach

Neu-Süd-Wallis,

um

zu Port-Philipp in der Bass's Straße eine Kolonie anzulegen.

Gethan in dem Schiffe Kalkutta in den Jahren 1802, 1803 und 1804.

Aus dem Englischen.

Weimar,
im Verlage des F. S. priv. Landes-Industrie-Comptoirs
1805.

Vorerinnerung.

Die ganz neue, kleine Reise, die wir hier in Teutscher Uebersetzung dem Publikum vorlegen, ist erst in diesem Jahre zu London erschienen, unter dem Titel:

An Account of a Voyage to establish a Colony at Port-Philipp in Bass's Strait, on the South-Coast of New-South-Wales, in his Majesty's Ship Calcutta in the Years 1802-3-4. By *I. H. Tuckey*, Esq. First Lieutenant of the Calcutta.

Mit dem Motto:

„Bear Britain's thunder, and her cross display,
To the bright regions of the rising day;
Tempt icy seas, where scarce the waters roll,
Where clearer flames glow round the frozen pole,
Or under southern skies, exalt their sails,
Let by new stairs, and borne by spicy gales."
POPE'S Windsor Forest.

London, 1805 — 239 Seiten in 8.

Zwar ist der Inhalt nicht so wichtig, als der Titel hoffen läßt, und wenn man (wie in dieser Uebersetzung wolbedächtlich geschehen ist) die häufigen Digressionen, Floskeln, Deklamationen und Citate wegschneidet, die doch warlich hier am unrechten Orte stehen, so schrumpft das Ganze, das im Originale auf 15 Druckbogen ausgedehnt ist, auf die wenigen Bogen zusammen, die hier dem Publikum vorgelegt werden; diese enthalten aber den wahren Saft und Kern des Werkchens, das immer als ein nicht unwichtiger Beitrag zur Länder- und Völkerkunde, so wie zur Geschichte der Fahrten nach Australien angesehen werden darf, wenn es auch, seiner Kürze wegen nicht Aller Wünsche befriedigt.

Der Herausgeber.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Was die Regierung veranlaßte, zur Transportirung der Missethäter nach Neu-Süd-Wallis, königliche Schiffe zu gebrauchen. — Ueber das Vorhaben, in Bass's Straße eine Kolonie anzulegen. — Mit dem Schiffe Kalkutta geht der erste Transport der dahin bestimmten Kolonisten ab. — Fahrt von England nach Teneriffa und den Inseln des grünen Vorgebirges. 3

Zweites Kapitel.

Fahrt von den Inseln des grünen Vorgebirgs nach Rio de Janeiro. — Der nördliche Atlantische Ocean. — Sankt Sebastian. — Bevölkerung. — Sitten und Gebräuche. — Klima. — Krankheiten. 21

Drittes Kapitel.

Rio de Janeiro. — Produkte. — Handel. — Sklaven. — Indianer. — Polizei und Gerichtshöfe. — Vertheidigungsmittel. — Politische Verhältnisse. 43

Viertes Kapitel.

Fahrt von Rio de Janeiro, bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung — Die Inseln Tristan d'Acunha's. —

Die Kapstadt. — Simon'sstadt. — Holländer. — Abreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung. — Die St. Pauls Insel. — Ankunft zu Port-Philipp. 64

Fünftes Kapitel.

Erzählung dessen, was zu Port-Philipp während der Zeit vorfiel, als das Schiff Kalkutta daselbst vor Anker lag. — Besichtigung des Hafens. — Einwohner. — Kommunikation mit Port-Jackson. — Die Kolonie wird verlegt. — Untersuchung von Western-Port. 84

Zusätze.

I. Meteorologisches Tagebuch. 120
II. Ueber die verschiedenen Arten des Bauholzes, welches in Neu-Süd-Wallis wächst. 125
III. Ueber die Auswahl der zur Transportirung verurtheilten Missethäter, und die Mittel, sie während der Reise bei guter Gesundheit zu erhalten. 130

J. H. Tuckey's

Engl. Marineoffiziers,

Reise

nach

Neu-Süd-Wallis.

Aus dem Englischen.

Reiſe

nach

Neu-Süd-Wallis.

Erſtes Kapitel.

Was die Regierung veranlaßte, zur Transportirung der Miſſethäter nach Neu-Süd-Wallis, königliche Schiffe zu gebrauchen. — Ueber das Vorhaben, in Baſſ's Straße eine Kolonie anzulegen. — Mit dem Schiffe Kalkutta geht der erſte Transport der dahin beſtimmten Koloniſten ab. — Fahrt von England nach Teneriffa und den Inſeln des grünen Vorgebirges.

Als die Regierung im Jahr 1802 den Beſchluß faßte, die Miſſethäter, welche nach Neu-Süd-Wallis gebracht werden ſollten, durch königliche Schiffe transportiren zu laſſen, konnte ſie mit Gewißheit vorherſehen, daß ſie auf dieſe Art nicht nur beträchtliche Ausgaben erſparen, ſondern zugleich auch die Abſicht erreichen würde, ſich dadurch mehrere andere Vortheile zu verſchaffen. Man hatte nämlich bis zu dieſem Zeitpunkte jedesmal mit Kauffahrern

Kontrakte abſchließen müſſen, ſo oft es darauf ankam, jene Schlachtopfer des Laſters und Leichtſinns an den Ort ihrer Beſtimmung zu ſchaffen. Dieſe Ausgabe war nicht nur reiner Verluſt für die Regierung, ſondern es giengen auch auf dergleichen Schiffen zum öftern Dinge vor, die der Menſchheit zur Schande gereichten, und auf deren Abhülfe man ſchlechterdings Bedacht nehmen mußte. Wenn man hingegen zu dieſem Dienſtgeſchäfte königliche Schiffe gebrauchte, ſo war dies nicht nur die ſchicklichſte Gelegenheit, eine Menge Offiziere und Seeleute zu verſorgen, die ſonſt in auswärtige Dienſte gegangen und für ihr Vaterland auf immer verloren geweſen wären, ſondern es ließ ſich auch überdies von dergleichen Offizieren, die bei einer ſolchen Reiſe weder mit Geld, noch auf andere Art intereſſirt waren, erwarten, daß ſie nach ganz andern Grundſätzen handeln würden, als jene rohen und geldgierigen Kaufleute; nicht zu gedenken, daß dieſelben zugleich im Stande waren, die Miſſethäter weit beſſer in Schranken zu halten, und vermöge der Reinlichkeit, wodurch die Brittiſche Marine vor allen andern ſo rühmlich ſich auszeichnet, für ihre Geſundheit zu ſorgen. Zu dieſen unverkennbaren und von ſelbſt in die Augen fallenden Vortheilen, kam noch ein anderer, der wenn er gleich noch zur Zeit weiter nichts als eine Spekulation war, im Fall eines glücklichen Erfolgs alle übrigen weit überwog. Es war nämlich mit vieler Wahrſcheinlichkeit zu vermuthen, daß man im Stande ſeyn werde, in Neu-Süd-Wallis, mit wenig oder gar keinen Koſten, eine Menge Zimmerholz zu bekommen, inſonderheit ſolches, das man zum Schiffsbau be-

darf. Da dieſer Handelsartikel bei uns immer höher im Preiſe ſteigt, und das Bedürfniß deſſelben ſowohl von Seiten der Admiralität als der Privatrheeder, immer lebhafter empfunden wird, ſo iſt leicht zu erachten, daß dieſer Gegenſtand für die ganze Nation von der äußerſten Wichtigkeit war. Man entſchloß ſich daher den gedachten Entwurf auszuführen, und zwar um ſo mehr, da es das Anſehen hatte, als wenn nunmehro der Friede mit Frankreich zu Stande gekommen ſey, und die Engliſche Nation Zeit haben werde, nach einem eben ſo langwierigen als hartnäckigen Kampfe, wieder zu ſich ſelbſt zu kommen. Die Schiffe, welche zu Ausführung dieſes Vorhabens am tauglichſten ſchienen, waren unſtreitig die Oſtindienfahrer, welche man während des Kriegs für königliche Rechnung gekauft und unſern Flotten einverleibt hatte. Dem zufolge gieng im September der Glatton in See, um dreihundert und dreißig Perſonen männlichen und hundert und ſiebenzig Perſonen weiblichen Geſchlechts, die ihrer Verbrechen wegen außer Landes geſchafft wurden, nach Port-Jackſon zu bringen.

Der Kalkutta, ein Schiff, das zu derſelben Klaſſe gehörte, war ebenfalls beſtimmt, dieſe Fahrt zu machen, und erhielt im nächſtfolgenden Monat Oktober Befehl dazu;*) während der Zeit aber, daß man es aus-

*) Der Glatton und der Kalkutta waren beide auf einerlei Art ausgerüſtet. Sie waren nämlich als Flutſchiffe bewaffnet, führten auf dem obern Verdeck nur achtzehn Kanonen, waren aber als Schiffe von ſechs und fünfzig Kano-

rüstete, erhielt es eine ganz andere Bestimmung. Die Regierung hatte nämlich seit der Entdeckung von Bass's Straße *) in Erwägung gezogen, daß es, sowohl aus merkantilischen als politischen Gründen, sehr zweckmäßig seyn würde, an der westlichen Einfahrt der gedachten Straße eine Niederlassung anzulegen. Denn, was den erstern Punkt anbetrifft, so mußte es denen, welche sich damit beschäftigten, auf den in den dasigen Meerengen befindlichen Inseln Seekälber und See-Elephanten zu tödten, und mit dem Ertrage dieser Thiere zu handeln, zu keiner geringen Aufmunterung gereichen, wenn in der Nähe ein sicherer Hafen befindlich war, wo sie ihre Waaren so lange niederlegen konnten, bis sich eine schickliche Gelegenheit zu deren Versendung zeigte; und zweitens wurden andere mit uns rivalisirende Nationen durch jene Maaßregel verhindert, an der dasigen Küste sich festzusetzen, und unsere Kolonie zu Port-Jackson zu beunruhigen, die bei so bewandten Umständen nun

nen getakelt, und hatten hundert und siebenzig Mann mehr zur Besatzung, als sonst.

*) Bass's Straße sondert Neuholland unterm 39. Grade südlicher Breite von van Diemens-Land ab. Sie ward im Jahr 1799 von Hrn. Bass, der als Schiffschirurg auf der Reliance angestellt war, in einem offenen Wallfischboote entdeckt. Herr Bass und der Unterlieutenant der Reliance, Herr Flinders, machten nachher gemeinschaftliche Sache, dieselbe genauer zu untersuchen. Sie fanden, daß sie zwischen 100 und 130 Meilen breit war, und daß man durch dieselbe aus der Südsee in den Indischen Ocean schiffen kann.

nicht länger unter den Brittiſchen Beſitzungen eine unbedeutende Rolle ſpielte, und zu welcher wir, wenn wir uns der Baſſ's Straße verſicherten, auf einem viel kürzern und weniger beſchwerlichen Wege gelangen konnten. Hierzu kam noch der Umſtand, daß man Port-Philipp,*) am weſtlichen Geſtade der Meerenge, als einen ganz vortrefflichen Haven rühmte, der, vermöge ſeiner geographiſchen Lage, ganz dazu geeignet wäre, die projektirte Kolonie daſelbſt anzulegen. Es wurden daher in der Ausrüſtung des Kalkutta einige unumgänglich nöthige Abänderungen getroffen, und Kapitän Woodriff ein erfahrner Marineoffizier, welcher ſchon ehedem als Agent bei dem Transportweſen in Neu-Süd-Wallis gedient hatte, erhielt das Kommando darüber. Da der Kalkutta nicht groß genug war, um alle für die Koloniſten erforderlichen Bedürfniſſe einnehmen zu können, ſo wurde der Ocean, ein Kauffahrteiſchiff von fünfhundert Tonnen, hiezu beſtimmt, mit dem Befehle, ſeine Fahrt nachher weiter fortzuſetzen, nach China zu ſegeln und ſich daſelbſt mit Thee zu befrachten. Am Bord deſſelben befanden ſich die Civilbeamten, ein Theil der Offiziere und Koloniſten nebſt dem größern Theile des Proviants, der Ackergeräthſchaften und ſonſtigen Proviſionen. Auf dem Kalkutta hingegen ſchiffte man ein Detaſche-

*) Port-Philipp wurde zuerſt von John Murray entdeckt, welcher auf der Brig Lady Nelſon als Lieutenant diente. Der Gouverneur King veränderte nachmals dieſe Benennung in Port-Philipp, und zwar nach dem Namen des Kapitän's Arthur Philipp, des erſtern Gouverneurs in Neu-Süd-Wallis.

ment Seeſoldaten ein, nebſt dem größten Theile der Miſſethäter, die Weiber und Kinder derſelben, zugleich auch die übrigen Vorräthe, und noch außerdem eine beträchtliche Quantität deſſen, der für Port-Jackſon beſtimmt war. *)

Der Kalkutta kam in der Mitte des Februar 1803 aus dem Fluſſe Medway zu Portsmouth an,

*) Der Etat der neu anzulegenden Kolonie war dieſer:

Civil-Beamte.

1 Vice-Gouverneur . . .	480	Pfund jährlich.
1 Deputirter Gerichtsadvokat *)	10	Schilling täglich.
1 Kaplan	10	Schilling täglich.
1 Deputirter Kommiſſär . . .	7 Schill.	6 Pence.
1 Chirurg	10	Schilling.
2 Unter-Chirurgen, der erſte mit 7 Schill. 6 Pence der zweite mit	5	Schilling.
1 Feldmeſſer	7 Schill.	6 Pence.
1 Mineralog	7 Schill.	6 Pence.
2 Oberaufſeher über die Miſſethäter, jeder	50	Pfund jährlich.
4 Unteraufſeher, jeder . . .	25	— —
1 Aufſeher über die Handwerksleute	45	— —

Militär Perſonen.

1 Kapitän-Kommandant. (Vice-Gouverneur) — 2 Oberlieutenants — 1 Unterlieutenant — 3 Serjeanten — 3 Korporals — 2 Trommelſchläger — 39 Gemeine — 5 Weiber und 1 Kind.

Der Miſſethäter waren 307 nebſt 17 Weibern und 7 Kindern.

*) Dieſer Beamte blieb in England zurück.

und mußte daſelbſt, um in Gemeinſchaft mit dem Ocean abſegeln zu können, bis zum 8ten April liegen bleiben. In den erſten Wochen dieſes Monats hatten wir beinahe immer Oſtwind; aber einige unbedeutende Zufälle, wodurch dergleichen Expeditionen gewöhnlich verzögert werden, erlaubten uns nicht, denſelben zu benutzen; und als nun endlich auch dieſe Hinderniſſe beſeitigt waren, ſetzte ſich der Wind plötzlich gegen Weſten um, und ſtürmte ſo heftig, daß wir die Hoffnung, den Kanal hinabſegeln zu können, ganz aufgeben mußten. Für einen Seemann giebt es nicht leicht eine verdrießlichere und ärgerlichere Lage, wie dieſe. Immer beſchäftigt er ſich in Gedanken mit ſeiner bevorſtehenden Abreiſe, und betrachtet daher alles, wodurch dieſelbe verzögert wird, als ein ihm zugeſtoßenes Unglück. Und dennoch handelt er auf der andern Seite ſo widerſprechend, daß er die Beſeitigung dieſer Hinderniſſe fürchtet, und nichts ſehnlicher wünſcht, als daß ſie noch fortdauern möchten, um wenigſtens noch ein Paar Tage verweilen zu können, wäre es auch nur, um noch dies und das zu beſorgen, oder einem Freunde, bei dem er wohl zehnmal ſchon Abſchied genommen hat, noch ein einzigesmal Lebewohl zu ſagen.

Am 26ſten des Morgens giengen wir mit dem erſten günſtigen Winde von St. Helens ab, da ſich aber derſelbe am Abend des anderen Tages ſchon wieder umſetzte, und ſtark aus Weſten wehte, ſo ſahen wir uns genöthiget, durch die ſogenannten Needles zu ſegeln, und in den Kanal von Yarmouth zu ſteuern. Am

folgenden Morgen giengen wir jedoch mit einem frischen Nordwinde wieder in die offene See, und am neun und zwanzigsten segelten wir zum Kanal hinaus. Dieser Theil einer Seereise, die nach fernen Weltgegenden gerichtet ist, macht zwar gleichsam nur einen Punkt aus, aber dennoch sind die Seefahrer einstimmig der Meinung, daß man auf demselben die meisten Schwierigkeiten zu überwinden habe; denn der Englische Kanal ist, seiner Lage nach, so beschaffen, daß er fast immer vom Westwinde bestrichen wird, und es folglich außerordentlich viele Mühe kostet aus demselben hinaus zu kommen, besonders im Winter.

Unfehlbar wird man sich vorstellen, daß das Gesindel, welches wir am Bord hatten, bei unserer Abfahrt aus England seine Empfindungen auf mancherlei Art an den Tag gelegt habe, je nachdem es seine individuellen Verhältnisse, Aussichten und Gesinnungen erwarten ließen; ich muß aber offenherzig gestehen, daß ich an ihnen sammt und sonders die größte Gleichgültigkeit wahrnahm. Nur einige Frauenspersonen, die vermöge ihrer Geburt und Erziehung gerechte Ansprüche auf ein besseres Schicksal gehabt hatten, nahmen sich ihre zwar freiwillige aber äußerst schmerzliche Verbannung aus ihrem Vaterlande zu Herzen, und sahen von Zeit zu Zeit mit weinenden Augen nach Albions Ufern zurück.

Unter den Missethätern, die wir an Bord nehmen mußten, befanden sich einige, die durch ihre Verschwen-

dung und die daraus entstehenden Laster, von einem sehr ansehnlichen Range, den sie ehemals in der bürgerlichen Gesellschaft bekleideten, bis zur niedrigsten Stufe ganz gemeiner Verbrecher herabgesunken waren, und es lediglich der Schonung ihrer gerichtlichen Verfolger zu danken hatten, daß sie mit dem Leben davon kamen. Einige dieser Elenden hatten ihre Weiber bei sich, die ehedem bessere Tage mit ihnen verlebt hatten, und es nun nicht über ihr Herz bringen konnten, sie in ihrem jammervollen Zustande zu verlassen. Man muß die traurige, mit der tiefsten Herabwürdigung vereinbarte Lage eines zur Transportirung verurtheilten Verbrechers ganz kennen, um die eheliche Zärtlichkeit und Liebe zu würdigen, wodurch sich diese Weiber bewogen fanden, ihren strafbaren, des Landes verwiesenen Männern Gesellschaft zu leisten. Es ist bloß Sache der Gesetze in Ansehung der Verbrechen einen gewissen Unterschied zu bestimmen, und diejenigen, welche sich auf einerlei Art vergangen haben, ohne Rücksicht auf ihre vormaligen Lebensverhältnisse auf gleiche Weise zu bestrafen. Es hieng daher lediglich von uns ab, ihren Zustand zu verbessern und sie mit so vieler Schonung zu behandeln, als sie es nach der Beschaffenheit und dem Grade ihrer Vergehungen, so wie nach Maaßgabe ihres Betragens und den Verhältnissen eines Arrestanten, verdienten. Ihren unglücklichen Gattinnen erwiesen wir alle mögliche Liebesdienste, welche wir ihnen ohne Verletzung unserer Dienstpflichten erweisen durften; da aber ihr Schicksal mit jenem ihrer strafbaren Männer zu eng verwebt war, als daß es bei jeder Gelegenheit möglich gewesen wäre, zwi-

schen beiden einen Unterschied zu machen, so läßt sich leicht denken, daß ihnen viel, nur allzu viel abgehen mußte, um sich in einer erträglichen Lage zu befinden. Eine derselben, die in kurzer Zeit ihrer Entbindung entgegen sah, konnte die Beschwerlichkeiten der Reise nicht aushalten, und starb, ehe wir noch die Insel Teneriffa erreichten.

Den 17ten Mai ließen unsere beiden Schiffe vor Santa-Cruz die Anker fallen, und nachdem wir hier unsern Wasservorrath ergänzt und einige Fässer Wein an Bord genommen hatten, giengen wir den 21sten wieder unter Segel. Während unseres Aufenthaltes zu Santa-Cruz wurde unter unser sämmtliches Schiffsvolk frisch geschlachtetes Rindfleisch vertheilt, und da sich unter unsern Gefangenen einige, wiewohl unbedeutende Kennzeichen des Scharbocks äußerten, so versorgten wir uns mit einem sehr ansehnlichen Vorrathe von Vegetabilien, insonderheit aber Zitronen. Auch gestatteten wir ihnen den freien und ungehinderten Gebrauch frischen Wassers, um ihre Kleidungsstücke zu waschen; eine Vergünstigung, die man den Seefahrern, ihrer heilsamen Folgen wegen, nicht genug anrühmen kann. Denn, da auf einer solchen Reise, wie die unsrige war, eine große Anzahl Menschen in einen sehr engen Raum zusammen gedrängt sind, und es an Gelegenheit fehlt, ihnen so viele Bewegung zu verschaffen, als ihre Gesundheit erfordert, so ist Reinlichkeit das einzige Mittel, sie bei guter Gesundheit zu erhalten. Dieses einzigen Umstandes wegen, sollte man sich die Mühe nicht verdrießen lassen, in einen

schicklichen Haven einzulaufen, wenn man auch sonst daselbst weiter nichts zu suchen, oder zu erwarten hätte.

Es schien uns, als wenn die Insel Teneriffa den guten Ruf, daß daselbst das Klima der Gesundheit ganz außerordentlich zuträglich sey, mit Recht verdiene. Wir wohnten daselbst der Beerdigung eines Mannes bei, dessen Lebensziel volle sechs und zwanzig Jahre über jene Periode hinausreichte, von welcher es heißt, sie sey weiter nichts als Mühe und Arbeit gewesen. Sein Bruder, der ihn ebenfalls mit zu Grabe begleitete, hatte bereits sein vier und neunzigstes Jahr erreicht und schien noch gar keine Lust zu haben, an den Tod zu denken.

Das Thermometer stand hier auf siebenzig bis zwei und siebenzig Grad; eine Temperatur, die der menschlichen Gesundheit weit zuträglicher zu seyn scheinet, als jede andere.

Der berühmte Pik stellt dem Auge des Reisenden bei weitem keinen so imposanten Anblick dar, als man es erwarten sollte. Dies kömmt aber davon her, daß seine scheinbare Höhe, durch die der umliegenden Berge vermindert wird. Ueberhaupt hat man nicht die mindeste Veranlassung, sich von dem Werthe dieser Insel, wenn man sie von der Ostseite betrachtet, einen vortheihaften Begriff zu machen; denn das Auge erblickt hier weiter nichts, als eine Menge felsichter Anhöhen, die in allen möglichen Richtungen über einander her liegen, wie die Meereswellen, wenn sie von Sturmwinden

und Strömungen durch einander gepeitſcht werden. An dieſen jähen Abhängen iſt faſt nirgends eine Spur von Vegetation wahrzunehmen, außer etwas Strauchholz, das zwiſchen den Lavamaſſen, kümmerlich genug hervorwächſt, und einzelne Plätze, wo der Menſch durch ſeinen unermüdeten Fleiß eine dürftige, aus etwas Mais oder Gerſte beſtehende Aerndte, aus dem unfruchtbaren Boden hervorlockt. Je weiter man ſich aber von der Seeküſte entfernt, ein deſto beſſeres Anſehen gewinnt das Land, und man erblickt hie und da romantiſchgroße Anſichten und einen üppigen, ungemein fruchtbaren Boden.

Die Stadt Santa-Cruz iſt ziemlich regulär gebauet und liegt auf einer ſanft emporſteigenden Anhöhe, auf der weſtlichen Seite der Bai. Der Landungsplatz iſt gegen die See durch eine hervorſpringende Landſpitze geſichert und vermittelſt eines ſtarken ſteinernen Dammes. Da hier keine andere, als nur königliche Schiffe, vor Anker gehen dürfen, ſo hat dieſer Ort wenig oder gar keine Vortheile vom Handel, welcher ſich bloß auf den Haven von Orotava beſchränkt, der auf der weſtlichen Seite dieſer Inſel liegt. Teneriffa hat keine Fabrikate von einiger Bedeutung, ausgenommen ſeinen Wein; auch wächſt daſelbſt nicht einmal ſo viel Getraide, als es zu ſeiner eigenen Konſumtion bedarf. Mit dieſem Artikel und mit Geflügel wird es von den andern Inſeln verſorgt, beſonders von Groß-Kanaria, weshalb denn auch beſtändig eine Menge Boote ab- und zu fahren. Die Einfuhr im Auslande verfertigter Leinwand und baumwollener Zeuche iſt ſtreng verboten.

Dies hat natürlicherweise die Folge, daß die Engliſchen Fabrikate immer höher im Preiſe ſteigen und allgemein Mode ſind. Ein abermaliger Beweis, daß die allzu große Beſchränkung der Handelsfreiheit zu weiter nichts dienet, als den Werth der Waaren zu erhöhen, zu bewirken, daß ſolche immer begieriger geſucht werden, und folglich die Schleichhändler auf tauſenderlei Mittel und Wege denken, ſie heimlich ins Land zu bringen. Ehedem ließen ſich beſonders die Mönche und Nonnen, welche nie viſitirt werden, dazu gebrauchen, eine Menge ſolcher Waaren heimlich ans Ufer zu ſchaffen. Sie dürfen ſich daher heut zu tage nicht eher auf ein Schiff begeben, bis ſie hierzu vom Gouverneur ausdrückliche Erlaubniß erhalten haben. Die Einfuhr des Tabaks durch Kaufleute, welche damit einen Privathandel treiben, iſt ebenfalls verboten; denn das Gouvernement hat ſich den ausſchließlichen Verkauf dieſes Waarenartikels vorbehalten, und er macht einen ſehr anſehnlichen Theil der daſigen Kolonial-Revenüen aus.

In Santa-Cruz ſind nur drei Kirchen. Dieſe Anzahl iſt in der That zu gering, wenn man bedenkt, daß die Bewohner dieſer Stadt, vermöge ihrer Religionsgrundſätze, ſteif und feſt glauben, wer etwas der Kirche verehre, der leihe es dem Herrn. Der Aberglaube macht einen Hauptzug ihres Charakters aus und von Toleranz ſcheint man auf dieſer ganzen Inſel noch gar keinen Begriff zu haben. Jeder, er ſey von welcher Religion er wolle, muß ſich den Gebräuchen der herrſchenden Kirche unterwerfen. Kein Ketzer wird in ge-

weihter Erde begraben, und nur den Rechtglaubigen ist das Glück vorbehalten, ein Ruheplätzchen in der Kirche zu finden. Bei der Beerdigung ihrer Todten ist jedoch ein Gebrauch eingeführt, den man überall nachahmen sollte. Sie thun nämlich keine Deckel auf die Särge, sondern überschütten die Leichen mit ungelöschtem Kalk. Wenn dieser das Fleisch verzehrt hat, werden die übrig gebliebenen Knochen ins Beinhaus gelegt. Vor die Thüre oder über ein Fenster des Hauses, worin sich eine Leiche befindet, wird gewöhnlich ein Palmzweig gesteckt.

Die Sitten und Gebräuche der Einwohner überhaupt sind genau dieselben, wie in ihrem Vaterlande. Nur einige wenige Familien, unter welchen die des Vicegouverneurs obenan steht, richten sich in Ansehung ihrer Kleidung und des gesellschaftlichen Tones, nach den Franzosen. Man kann sich daher leicht vorstellen, daß die Lebhaftigkeit und das liberale Betragen der letztern, gegen die affektirte Gravität und die zimperliche Zurückhaltung der ersteren ganz gewaltig absticht. Ungeachtet der Friede wieder hergestellt ist, sind die Engländer, welche durch den Krieg aus dieser Insel vertrieben wurden, noch immer nicht zurückgekehrt. Die Geschäfte, welche Englische Seefahrer daselbst abzuthun hatten, wurden durch einen gewissen Herrn Amstrong besorgt, der aus dieser Insel gebürtig ist.

In seinem dermaligen Zustande würde sich Santa-Cruz gegen eine gute eingeleitete Ueberrumpelung

schwerlich vertheidigen können; denn die Festungswerke sind ganz in Verfall, und die Besatzung besteht größtentheils aus elenden Kerls, die, allem Vermuthen nach, auf den ersten Schuß davon laufen würden. Indessen ist nicht zu läugnen, daß der Damm (pier) von einer Batterie vertheidigt wird, die dem angreifenden Feinde allerdings vielen Schaden zufügen könnte. Diese müßte man daher vor allen Dingen zum Stillschweigen bringen, und hierzu bedürfte es weiter nichts, als eines einzigen Linienschiffes. Ein Kanonenschuß von dieser nämlichen Batterie, welcher leider nur allzu gut traf, entriß unsrer Marine den braven Bowen, und nahm zugleich dem Admiral Nelson einen Arm weg. In der Kirche de Nuestra Sennora de Constantia ist die Unionsflagge aufgehangen, welche Nelson bei dem unglücklichen Angriffe, den er im Jahre 1799 gegen diese Insel unternahm, zurücklassen mußte. Der Mann, welcher uns dieselbe zeigte, that sich nicht wenig darauf zu gut, und konnte gar nicht fertig werden, den Muth der dasigen Besatzung zu rühmen. Ganz trocken gab ihm endlich ein Englischer Offizier den wohlmeinenden Rath, dieses Siegeszeichen ja recht sorgfältig aufzubewahren, weil über kurz oder lang sich der Fall ereignen könne, daß solches Lord Nelson wieder abhole.

Das Wasser auf dieser Insel, hat einen milden seifenartigen Geschmack, und ich vermuthe, daß es die Eigenschaft habe, gelind abzuführen. Es wird aus dem Gebirge in einen steinernen Brunnenkasten geleitet, aus welchem es in drei verschiedenen Wassersäulen hervor-

ſpringt. Es wachſen auf dieſer Inſel eine Art Fichten, welche man dazu anwendet, Häuſer und kleine Fahrzeuge zu bauen. Die Obſtarten, welche man ſonſt nirgends als unter den Wendezirkeln antrifft, waren zu der Zeit, als wir hier anlegten, noch nicht reif. Gemüſe gab es im Ueberfluſſe, beſonders ſehr ſchmackhafte Zwiebeln. Die Seefahrer thun wohl, wenn ſie einen beträchtlichen Vorrath davon mitnehmen, da dergleichen auf Rio de Janeiro nicht zu bekommen ſind. Ein Stück Geflügel koſtet ungefähr eine halbe Krone; Schafe giebt es hier wenig, und ſie taugen nicht viel; die Schweine ſind weder wohlfeil noch guter Art. *) Die einzige Gattung Fiſche, welche wir hier zu ſehen bekamen, waren große Menge Makrelen, die bei der jetzigen Jahreszeit ſich häufig in der daſigen Bai einfinden. Sie werden mit der Angel gefangen, und damit ſie den Booten ſich nähern, zündet man Feuer von dürrem Fichtenholze an, welches einen hellen Schimmer verbreitet. Die Menge dieſer Feuer macht, daß die ganze Bucht, wenn eben ein ſchöner windſtiller Abend iſt, nicht anders ausſieht, als wenn ſie auf das prachtvollſte illuminirt wäre.

Auf der Fahrt von England nach Teneriffa, giengen vier von den Miſſethätern, welche wir am Bord hat-

*) Das Pfund Rindfleiſch koſtete vier Pence. — Die Weine auf Teneriffa ſind in Zeit von wenigen Jahren ganz außerordentlich im Preiſe geſtiegen. Von der beſten Sorte koſtet daher das Faß zwanzig Pfund Sterling; die geringere wird mit ſechzehn Pfund bezahlt.

ten, mit Tod ab. Sie waren schon äußerst entkräftet, als man sie einschiffte, hofften aber noch immer, ihre Gesundheit unter einem wärmeren Himmelsstriche wieder zu erlangen.

Von Teneriffa setzten wir unsere Fahrt nach den Inseln des grünen Vorgebirges fort, und den fünf und zwanzigsten Mai segelten wir an der Insel Sal vorüber. Ungeachtet wir sechs bis sieben Meilen weit längs derselben hinsteuerten, so kam uns dennoch auf diesem ganzen Striche nicht das mindeste zu Gesicht, was den Seefahrer veranlassen könnte, von freien Stücken daselbst anzulegen. Nirgends erblickten wir eine Spur, woraus man hätte schließen können, daß diese Insel angebaut, oder bewohnt wäre; nirgends wuchs nur ein Strauch, oder eine Staude, aus dem schwarzbraunen überall von der Sonne verbrannten Boden hervor. Nur dann und wann finden hier Menschen sich ein, um Salz zu holen, und sowohl die Amerikaner als auch die Bewohner der Westindischen Inseln damit zu versorgen.

Am sechs und zwanzigsten des Morgens befanden wir uns gerade vor der Insel St. Jago, der größten unter den grünen Vorgebirgsinseln, an welcher wir auf der südöstlichen Seite in einer Entfernung, welche bald eine bald zwei Meilen betrug, vorbei segelten. Auf dieser Seite ist die eben genannte Insel überall zerrissen und uneben; an einigen Stellen ragen große Felsenbänke hervor, die unaufhörlich von den Wellen unterwaschen und ausgehöhlt werden; an anderen erblickt man kleine

sandige Buchten, die von Riffen umgeben sind, an welchen die See eine heftige Brandung verursacht. Uebrigens bietet diese Insel dem ermatteten und nothleidenden Seemanne eine reizende Ansicht dar. Die minder steilen Hügel sind auf den Seiten überall mit Gras bewachsen, auf welchem zahlreiche Viehheerden weiden, und in den Thälern erblickt man ganze Haine von Kokos- und Bananenbäumen, zwischen welchen die Häuser der Einwohner liegen. Im Haven Praya, auf der südlichen Seite der Insel, sind die Schiffe zur Zeit, wo der gewöhnliche nordöstliche Passatwind weht, vollkommen gegen die Stürme gesichert, desto mehr aber haben sie hier im August und September von den Tornados zu fürchten, welche dann gewöhnlich aus Süden kommen.

Die Einwohner hätten es, allem Vermuthen nach, sehr gern gesehen, wenn wir hier angelegt hätten, denn sie winkten uns, indem wir vorbei fuhren, mit ihren Schnupftüchern vom Felsen herab. In der Hoffnung, daß sie uns vielleicht etwas Obst an Bord bringen würden, legten wir, der Bucht gegenüber, bei; da sich aber kein Kanot sehen ließ, so hielten wir es nicht der Mühe werth, deshalb ein Boot ans Land zu senden, und unnöthigerweise zu verweilen. Die Stadt, von welcher wir nur etwa fünf Meilen entfernt seyn mochten, ist der Aufenthaltsort der Regierung. Dem Ansehen nach bestand sie nur aus einer kleinen Anzahl Lehmhütten, welche man unweit dem Fort erbauet hatte, und nur dieses allein war weiß angestrichen. Die Bewohner dieser Insel treiben einen sehr einträglichen Handel mit Maul-

eseln, welche sie nach Amerika und Westindien versenden. Dadurch, daß sie sich mit der Zucht dieser Thiere beschäftigen, und die Schiffe mit frischen Lebensmitteln versorgen, ernähren sie sich. Im Vaterlande wird auf diese Inseln so wenig Rücksicht genommen, daß man es kaum der Mühe werth hält, für ihre Vertheidigung zu sorgen. Nicht selten ist hier ein Kreole Generalgouverneur, und die kleineren Inseln werden oftmals sogar von Mulatten regiert.

Immer ruhet ein dicker Nebel auf diesen Inseln, so daß man dieselben, ob sie gleich eine ziemlich hohe Lage haben, in einer verhältnißmäßigen Entfernung nicht wahrnehmen kann. Dieser Nebel entsteht, allem Vermuthen nach, aus den dasigen Salzseen; auch ist er allemal viel dicker und dunkler, wenn sich die Sonne im nördlichen Wendekreise befindet.

Zweites Kapitel.

Fahrt von den Inseln des grünen Vorgebirgs nach Rio de Janeiro. — Der nördliche Atlantische Ocean. — Sankt Sebastian. — Bevölkerung. — Sitten und Gebräuche. — Klima. — Krankheiten.

Von den Inseln des grünen Vorgebirgs bis in die Nähe der Linie, trieb uns der nordöstliche Passatwind mit einer Schnelligkeit fort, welche sich immer gleich

blieb. Auf diesem ganzen Striche erblickt man des Abends allemal das prachtvollste atmosphärische Farbengemälde, das sich nur denken läßt. In derselben Richtung, in welcher sich die Sonne zum Untergange neigt, prangt dann der ganze Horizont mit dem feurigsten Gelb und Purpurroth, woraus die mannichfaltigsten Farbenmischungen entstehen, welche allmählich im reinsten lichtblauen Aether verschmelzen, und in diesem letztern, sieht man den Abendstern, nebst den anderen Gestirnen, welche sich früher als die übrigen am Horizonte zeigen, in ihrem hellsten Silberglanze flimmern. Diese schöne Ansicht des Himmels, bemerkt man sonst nirgends, als unter dem nördlichen Wendezirkel. Unter dem südlichen ist die Luft meistens mit trüben und dicken Dünsten angefüllt, die, wenn sie sich vom Horizonte herabsenken, jene Art von Atmosphäre bilden, welche man neblicht (hazy) nennt.

In den Gewässern unter dem nördlichen Wendezirkel giebt es besonders viele Delphine, Boniten, Albakoren, Gelbschnäbel (Skip-jak) und fliegende Fische. Letztere schwingen sich in die Luft, um den Verfolgungen des Delphins zu entgehen, und werden dann, wenn ihre Floßfedern trocknen, und sie wieder in die See fallen, von den Haifischen verschlungen. Alle Seeleute ohne Ausnahme, betrachten den Haifisch als ihren Erbfeind. Wenn sich einer nur blicken läßt, greift die ganze Mannschaft sogleich zu den Waffen. Oft lassen sie ihr Essen stehen, um nur in aller Geschwindigkeit den Angelhaken zurecht zu machen, und vermittelst desselben ihren gefräs-

ſigen Gegner zu fangen. Andere ſuchen indeſſen ihre Harpunen und andere dergleichen Wurfwaffen hervor, damit ſie ihm auf der Stelle den Reſt geben können. Wenn ihnen nun ihr Vorhaben gelingt, und ſie den Haifiſch glücklich an Bord ziehen, ſo fallen ſie gierig über ihn her, reißen ihm das Eingeweide aus dem Leibe, und ſehen nach, was er im Magen hat. Hier finden ſie oftmals die Stücken Fleiſch wieder, welche ſie als Köder an die Angel hiengen, und die er ihnen wegſchnappte. Endlich ſchneiden ſie ihm die Floßfedern ab *), bewahren zur Kuriosität die Kinnbacken auf, ſchneiden vielleicht noch einige Stückchen vom Schwanze, um ſie zu kochen, und werfen das Uebrige wieder ins Meer.

Die Luft unter den Wendezirkeln hat bekanntlich die ſonderbare Eigenſchaft, daß ſie in kurzer Zeit das Eiſen zerfrißt. In der That iſt es beinahe nicht möglich, etwas das aus dieſem Metalle beſteht, nur eine Stunde lang vor dem Roſte zu bewahren, wenn man es nicht mit Oel beſtreicht. Wahrſcheinlich rührt dies von den allzu häufigen Dünſten her, welche unter den tropiſchen Himmelsſtrichen ſowohl aus dem Erdboden, als aus der See, emporſteigen. Dieſe Eigenſchaft der Luft nimmt

*) Aus den ſilberfarbigen Floßfedern des Haifiſches verfertigen ſie eine Art Machwerk, das wie ein fliegender Fiſch ausſieht, um Delphine und andere dergleichen Fiſche damit zu fangen. Mit dieſen nämlichen Floßfedern wird von Indien aus ein beträchtlicher Handel nach China getrieben; denn die Chineſen thun dieſelben in ihre Suppen.

in eben dem Verhältnisse ab, je weiter man sich von der Linie gegen Norden oder Süden entfernt.

Unter dem sechsten Grade nördlicher Breite, verloren wir den nordöstlichen Passatwind, und nun hatten wir einige Tage lang, wie es sich zur Zeit der Tag- und Nachtgleiche nicht anders erwarten ließ, mit Windstillen, Windstößen, heftigen Regengüssen und starken Strömungen zu kämpfen, die ihren Lauf gegen Osten nahmen. Im 25sten Grade westlicher Länge passirten wir die Linie, *) bei welcher Gelegenheit Herr Neptun nebst

*) Die Seefahrer sind zwar noch immer verschiedener Meinung, welchen Meridian man eigentlich wählen müsse, wenn man die Linie passirt; doch stimmen sie sammt und sonders darin überein, daß solches zwischen dem 20ten und 25ten Grade westlicher Länge geschehen müsse. Allein, wenn man sie so weit ostwärts wie unterm 20sten Grade passirt, so hat man zu fürchten, von lange anhaltenden Windstillen überfallen zu werden, und in starke östliche Strömungen zu gerathen, die ihren Lauf nach dem Meerbusen von Guinea nehmen; passirt man sie aber so weit westwärts, wie unter dem 25sten Grade, so wird man hier von westlichen Strömungen fortgetrieben, welche sich in die unermeßliche Bucht zwischen dem Vorgebirge St. Augustin und Florida ergießen. Der Meridian von 23 Grad westlich der Linie, scheint die Gränzlinie dieser verschiedenen Strömungen zu seyn. Mich dünkt aber, daß man bei der Verschiedenheit der Meinungen, in Betreff dieses Gegenstandes, zu wenig Rücksicht auf die Beschaffenheit der Jahreszeiten genommen habe. Wenn die Sonne im nördlichen Wendezirkel weit vorgerückt ist, so wehen die Winde südwärts der Linie mehr südlich, in der entgegengesetzten Jahreszeit aber,

Frau und Kind, wie gewöhnlich seinen Besuch abstattete. Diese Posse ist zwar lächerlich genug, aber bei dem allen doch ziemlich unterhaltend, wenn sie gut vorgestellt wird. Die Matrosen suchen nämlich zwei der häßlichsten Personen unter der gesammten Mannschaft aus, um die Rolle des Neptun und der Amphitrite zu spielen. (Da es ihnen zu schwer fällt, den Namen dieser letztern gehörig auszusprechen, so nennen sie dieselbe gewöhnlich Frau Neptunin.) Sie bemalen die Gesichter dieser beiden Gottheiten so possierlich, als sie nur können, und ma-

wehen sie mehr nördlich, als der Passatwind, welcher regelmäßig seinen Strich hält. Wenn ich daher die Absicht hätte, Rio de Janeiro in der Zwischenzeit vom März bis zum September zu besuchen, so würde ich die Linie lieber im 26sten Grad westlich passiren, und hinwiederum vom Sept. bis März im 28sten Grade. Wenn ich hingegen die Absicht nicht hätte, Rio de Janeiro zu besuchen, so würde ich während der erstern Jahreszeit die Linie im 23sten Grade und während der letztern im 25sten Grade passiren. Sollte der Fall eintreten, daß ich die Linie von Süden her zu passiren hätte, so würde ich den 27sten Grad für den besten Meridian halten, fürs erste, weil man hier nicht leicht von einer Windstille überfallen wird, und zweitens, weil es sehr wahrscheinlich ist, daß man hier mit dem Passatwinde ostwärts, ja sogar gegen Süden von Osten fahren kann. Wenn sich die Sonne im nördlichen Wendezirkel befindet, so würde ich den Seefahrern anrathen, den letzten Meridian bis nordwärts von den grünen Vorgebirgsinseln beizubehalten; denn wenn man bei dieser Jahreszeit in die Nähe der eben genannten Inseln kömmt, so treten entweder Windstillen ein, oder man hat zu erwarten, daß der Wind sich jeden Augenblick umsetzt.

chen ihnen Frisuren von Borstwischen, welche sie tüchtig einschmieren und pudern. Der Bart des Neptun besteht aus dem nämlichen Material, und anstatt des Dreizacks geben sie ihm einen Bootshaken in die Hand. Dann sezzen sie ihn und seine Frau, statt des Triumphwagens, auf ein Paar Stühle, welche sie auf einem Protzwagen befestigen, oder in Schiebkarren, und in dieser Attitüde werden sie von einer Anzahl Matrosen, welche Tritonen vorstellen, vom Vorderkastell auf das Hinterdeck gefahren. Hier erkundigen sie sich nach der Bestimmung des Schiffs, bekomplimentiren ihre alten Bekannten, und machen dem Schiffskapitain ein oder das andere Geschenk, worüber es etwas zu lachen giebt; z. B. einen Hund, oder eine Katze, unter der Benennung eines Kanarienvogels. Hierauf führt man sie wieder fort, und nun beginnt die Ceremonie, vermöge welcher sie diejenigen, die ihnen zum erstenmal ihren Besuch abstatten, barbieren und tauchen lassen. Zu dem Ende steht ein großes Kübel voll Seewasser in Bereitschaft, über welches eine Stange gelegt wird, auf die sich der Besuchende setzen muß. Der Barbier des Neptun beschmiert ihm das Gesicht tüchtig mit einer Salbe, die aus Theer und Fett besteht, nimmt ihm unter allerlei Grimassen, mit einem Stücke eines eisernen Reifs, der über und über verrostet ist, den Bart ab, und stößt ihn sodann rücklings in das Kübel, worin er so lange bleiben muß, bis er es nicht mehr aushalten kann.

Die Witterung ist unter der Linie weit veränderlicher, als sonst an keinem Orte in der ganzen Welt.

Oft, wenn die Sonne in ihrem prachtvollſten Glanze am Himmel ſteht, und nirgends ein Wölkchen zu ſehen iſt, zieht plötzlich ein Gewitter heran, das den ganzen Horizont in dicke Finſterniß hüllt, und mit unbeſchreiblicher Wuth auf der See tobt. Eben ſo ſchnell legt ſich der Sturm; die Wetterwolken verſchwinden; und die Sonne ſcheint nun wieder ſo hell, wie zuvor.

Zwei Grad nordwärts der Linie, kamen wir in den Paſſatwind, mit welchem wir unſere Fahrt, bis zum 20ten Grad ſüdlich, fortſetzten. Hier hatten wir es aber mit Winden zu thun, welche jeden Augenblick abwechſelten, und aus allen Gegenden des Himmels wehten. *) Demungeachtet wäre unſere Ankunft zu Rio de Janeiro zuverläſſig weit früher erfolgt, wenn wir nicht den Ocean bei uns gehabt hätten, welcher bei weitem nicht ſo gut ſegeln konnte, wie der Kalkutta. Wir erreichten dieſen Haven am letzten Junius, und machten ſogleich Anſtalt unſer Schiff auszubeſſern, um den anhaltenden Stürmen Trotz bieten zu können, die wir, da die Jahreszeit ſchon ſo weit vorgerückt war, auf unſerer Fahrt nach Neu-Holland zu erwarten hatten.

*) In der Theorie der Winde kömmt zwar der allgemein angenommene Grundſatz vor, daß in allen zwiſchen dem 5ten und 25ſten Grade liegenden Gewäſſern, der ſüdöſtliche Paſſatwind wehe. In dieſer Hinſicht treten aber im Süd-Atlantiſchen Weltmeere, und zwar auf eine Strecke von wenigſtens zwei hundert Meilen längs der Amerikaniſchen Küſte, ſehr große Irregularitäten ein; welches vermuthlich von der hohen Lage dieſes Kontinents herrührt.

Zu dem Ende nahmen wir, mit Erlaubniß des Vicekönigs, gegen Erlegung eines Pfunds Sterling des Tages, die kleine nur zwei Meilen von der Stadt liegende Insel Enchardos in Bestand, um unsere Wasserfässer ausbessern, und durch die an Bord befindlichen Frauenspersonen unsere Wäsche reinigen zu lassen. Diese Wäscherinnen, so wie die Soldatenwache, fanden in einem verfallenen Kloster eine ganz leidliche Unterkunft.

Die Einfahrt von Rio de Janeiro ist zwar nur eine Viertelmeile breit, sie wird aber nach und nach weiter und bildet ein sehr geräumiges Bassin, worin die Schiffe gegen die Winde gedeckt sind. Dieses Bassin ist unweit der Stadt fünf Meilen breit, und erstreckt sich so weit als das Auge reicht in das Land hinein. Zu beiden Seiten liegen hie und da kleine Inseln, die mit den schönsten Pomeranzenwäldern bedeckt sind, deren Früchte uns an die goldenen Aepfel der Hesperiden erinnerten.

Die Ufer, welche den Haven umgeben, sind sehr bergig, und bilden eine Menge steiler und rauher Anhöhen, deren sonderbare bizarre Formen äußerst frappant sind. Die Einfahrt des Havens erkennet man an einer überaus hohen Felsenklippe, die auf der südlichen Seite desselben schnurgerade aus der See hervorragt, und an der Spitze des Havens erblickt man eine Menge Berge, die über einander emporstehen, und deren Gipfel sich zum Theil in den Wolken verlieren. Alle diese Berge bestehen aus Granit, und bilden eine Art von Damm, den

die Meereswogen ſchlechterdings nicht zu zertrümmern vermögen. Sie ſind überall, wo der Boden nur im mindeſten fruchtbar iſt, mit Bäumen und Buſchwerk bedeckt; und ſelbſt auf dem kahlen von Erde entblößten Felſen, wachſen hie und da Kräuter und Pflanzen, die vermuthlich keine andere Nahrung haben, als die Feuchtigkeit, welche ſie aus der Luft einſaugen. Man erblickt hier mehrere zwar ſchmale, aber maleriſch ſchöne Thäler, welche ſich in mannichfaltigen Krümmungen am Fuße der Gebirge hinziehen, an den Ufern des Havens ihren Anfang nehmen, und ſich von da weiter landeinwärts winden. In dieſen Thälern herrſcht eine ganz außerordentliche Fruchtbarkeit, die ihren Grund in der vereinten Wirkung einer vorzüglich ſtarken Erwärmung und Befruchtung des Erdbodens hat. Erſtere wird dadurch verurſacht, daß die Sonnenſtrahlen von den Bergen zurückprallen, und in einem engen Raume beiſammen bleiben; letztere erfolgt durch die Verdichtung der Dünſte, die entweder von der Hitze herbeigezogen, oder von den Winden an die Seitenwände der Berge getrieben werden. Die zahlreichen kleinen Buchten am Eingange dieſer Thäler, ſind von einer Einfaſſung umgeben, die aus ſehr ſchönem Sande beſteht. Hier haben eine Menge Menſchen, welche ſich mit dem Fiſchfange beſchäftigen, ihre Wohnungen erbauet, die in der Ferne ſo ſauber und nett ausſehen, wie bei uns in England die ſchönſten Dörfer. Sobald man aber in eines dieſer Häuſer kömmt, ſieht man gleich auf den erſten Blick, daß ſeine ganze Schönheit bloß in dem weißen Anſtriche beſteht,

und daß es in seinem Innern voll Schmutz und Unreinlichkeit ist.

Die Stadt St. Sebastian ist durchgehends von Granitstein gebauet; denn außerdem giebt es hier keine Steine, als eine Art schwarzen und weißen Marmor. Wenn man sich in der Bai befindet, und die Stadt von dortaus betrachtet, so nimmt sie sich eben nicht übel aus; diese Täuschung verschwindet aber, so bald man sie näher in Augenschein nimmt. Die Straßen sind zwar ganz regelmäßig und nach der Schnur angelegt, übrigens aber so unsauber und dabei so eng, daß die Fenstererker fast an einander stoßen. Die Häuser sind meistens zwei Stockwerk hoch, und haben noch außerdem ein Erdgeschoß, worin Keller, oder Kramläden angebracht sind. In diesen Häusern ist es warm, schmutzig und unbequem; sie haben steile und dunkle Treppen; und bei Einrichtung der Zimmer, ist eben so wenig auf die freie Cirkulation der Luft, als auf den Genuß einer schönen Aussicht, Bedacht genommen worden. Die innere Einrichtung ist zwar kostspielig, beleidigt aber das Auge, durch die plumpen geschmacklosen Verzierungen, die es überall angebracht sieht, indessen die Wände und die Vertäfelungen überall mit Spinnweben überzogen sind. In den Häusern der Reichen sind die Fenster von Glas, welches aber zu weiter nichts dienet, als daß die Sonnenstrahlen desto stärker abprallen und in den Zimmern eine unerträgliche Wärme verursachen. Sonst aber sind die Fenster mit engen hölzernen Gitter verwahrt, hinter welchen des Abends die Frauenspersonen ihren Platz

einnehmen, um, ohne gesehen zu werden, der frischen Luft zu genießen, die aber zuweilen eben keinen gar aromatischen Geruch hat. In den Englischen Niederlassungen unter den Wendezirkeln, bestrebt man sich, allerlei Mittel zu erdenken, um die Hitze des Klima zu mildern, damit sie die Kolonisten, welche aus nördlichen Gegenden dahin versetzt werden, ohne Nachtheil ihrer Gesundheit, ertragen können. In Brasilien hingegen, wird der schädliche Einfluß des Klima noch überdies durch die Fahrlässigkeit und Unreinlichkeit der Einwohner vermehrt. Dies hat seinen Grund in der verschiedenen Beschaffenheit der Länder, aus welchen die Kolonisten abstammen. Da nämlich das Klima in Portugal mit dem in Brasilien viel Aehnlichkeit hat, so bemerken die Europäer, welche sich von dort aus hieher begeben, eben keinen sonderlichen Unterschied. Ganz anders verhält es sich aber mit den Kolonisten in unsern unter den Wendezirkeln befindlichen Niederlassungen; denn dort ist das Klima, von jenem an welches sie in ihrem Vaterlande gewöhnt waren, so sehr verschieden, daß sie schlechterdings auf Mittel bedacht seyn müssen, den Einfluß der Sonnenhitze zu mäßigen, wenn anders nicht ihr ganzes Nervensystem in Unordnung gerathen, und sowohl die Kräfte ihres Geistes, als ihres Körpers äußerst geschwächt werden sollen.

In St. Sebastian sind achtzehn Kirchspiele, nebst vier Mönchs- und drei Nonnenklöstern; auch giebt es noch außerdem mehrere kleine, dem öffentlichen Gottesdienste gewidmete Gebäude, in den Vorstädten und auf

den benachbarten Inseln. Das Hospital der barmherzigen Brüder ist ebenfalls eine Art von Kloster, wo Kranke von allen Klassen und Ständen, vermittelst milder Beiträge unentgeldlich verpflegt und kurirt werden. Hierzu kömmt noch das Haus der Büßerinnen (Penitentiary House) in welchem ausschweifende Frauenzimmer eingesperrt werden, um hier in gänzlicher Abgeschiedenheit von der Welt ihre Sünden zu bereuen. Die Aufnahme in die Nonnenklöster kostet sehr ansehnliche Geldsummen, und ich hörte eine Mutter bitterlich darüber klagen, daß sie nicht reich genug sey, um eine ihrer lieben Töchter unserm Herrgotte zu widmen. Der Klerus besitzt hier unermeßliche Reichthümer an Ländereien, Gebäuden und baaren Kapitalien. Als darauf angetragen wurde, daß von den Einkünften der Kirche eine Abgabe von zehen Procent erhoben werden solle, erboten sich die Benediktinermönche, alle Jahre vierzig tausend Kronen zu bezahlen, wenn sie von dieser Auflage verschont blieben. Die dasigen Mönche sind sehr intolerante Menschen, und fallen oft den Fremden durch ihren unbescheidenen Bekehrungseifer äußerst beschwerlich. *)

*) In der Bibliothek der Antonitermönche zeigte man uns ein Englisches Buch, welches Thomas Muir derselben zum Geschenk gemacht, und worin folgende Zeilen standen:

Bibliothecae
Ordinis Sancti Antonii Fratrum
Observantiae suae signum
Thomas Muir de Hunters-hill
Gente Scotus, Anima Orbis Terrarum Civis
Obtulit.

Es ist keinem Fremden erlaubt, sich hier aufzuhalten, wenn er nicht ein Gewerbe treibt, oder ein öffentliches Amt bekleidet. Müßiggänger, welche sich heimlicher Weise in die Kolonie einzuschleichen suchen, werden ernstlich gewarnt, und man läßt es ihnen nicht an Gelegenheit fehlen, sich aus dem Staube zu machen. Wenn dieses nicht hilft, so nimmt man sie beim Kopfe, und verwahrt sie einstweilen auf der Insel Kobras, wo sie alsdann mit einem der nächst ankommenden Schiffe entweder in ihr Vaterland zurückgeschickt, oder als Gefangene nach Lissabon transportirt werden.

Der Palast des Vicekönigs macht die eine Seite eines länglichen Vierecks aus, das gegen den Landungsplatz Front macht. Gleich daneben, und zwar ganz nahe bei einander steht das Opernhaus, der Marstall, das Gefängnißhaus *) und die Münze. Das Opernhaus,

O Scotia! O longum felix longumque superba
Ante alias patria! Heroum sanctissima tellus,
Dives opum, foecunda viris, laetissima campis!
Aerumnas memorare tuas, summamque malorum,
Quis queat? Et dictis nostros aequare dolores,
Et turpes ignominias, et barbara jussa?
Nos patriae fines, et dulcia liquimus arva, et
Cras ingens iterabimur aequor.

Civitate Sancti Sebastiani, d. 23. Jul. 1794.

*) Jeder Fremde, der bei diesem Gefängniß vorübergeht, ekelt sich vor dem Anblicke der halbverhungerten und unbekleideten Arrestanten, welchen man große eiserne Ketten um den Hals geschmiedet hat, die gerade so lang sind, daß sie von der Thür ihres Kerkers bis an die Straße oder den

welches ungefähr sechs hundert Personen faßt, wird Donnerstags, Sonnabends, und an den meisten Festtagen geöffnet. Man führt darin alle mögliche Arten von Theaterstücken auf; Tragödien, Komödien, oder Opern, mit Intermezzo's und Nachspielen. Der Dialog ist in Portugiesischer Sprache abgefaßt, die Musik aber und die Gesänge in Italienischer. Die innere Einrichtung ist elend, und die Dekorationen taugen vollends gar nichts. Wenn in einer Scene Laubwerk erforderlich ist, putzen sie das Theater zugleich mit natürlichen Baumzweigen auf, die oft halb verwelkt sind; mithin tritt nicht selten der Fall ein, daß die künstliche Dekoration in der ganzen Farbenpracht des Sommers prangt, während die natürliche die Zuschauer an den Herbst erinnert. Das Volk erwartet, daß sich der Vicegouverneur bei jeder Vorstellung einfinde. Sobald er sich sehen läßt, stehen die Zuschauer von ihren Sitzen auf, kehren das Gesicht nach seiner Loge und setzen sich nachher wieder nieder. In Privatgesellschaften darf Niemand sich setzen, so lange der Gouverneur steht; es müßte denn seyn, daß er es ausdrücklich verlangte.

Die Stadt wird von einer Anhöhe mit Wasser versorgt, und zwar vermittelst einer Leitung die aus einer doppelten Reihe Schwibbögen besteht. Sie ist von Backsteinen und in einem ziemlich kühnen, nicht unelegantem Styl gebauet. Der öffentliche Garten hält ungefähr drei

Fußweg reichen, damit diese Elenden die Vorübergehenden um ein Allmosen ansprechen können.

bis vier Morgen (Acres) und liegt an der See. Die Gänge sind nach der Schnur angelegt, und werden von Mangobäumen beschattet, deren üppiges dunkelgrünes Laub ganz dazu geeignet ist, das Auge zu erquicken; welches ihm um so mehr behagt, da es tagtäglich vom Glanz der Sonne geblendet wird. Am Ende des Gartens, nicht weit vom Strande, ist eine längliche Terrasse, und ein Saal, den man mit Landschaftsgemälden und andern Sehenswürdigkeiten, verziert hat. Auch ist ein Springbrunnen im Garten, welcher denselben bewässert und zugleich auch die Luft kühlt. Im Winter wird dieser öffentliche Belustigungsort gar nicht besucht; denn die Damen bleiben während dieser Jahreszeit beständig zu Hause, und die Mannspersonen, denen mit einem bloßen Spaziergange nicht gedient ist, verkriechen sich mittlerweile wie die Schwalben, und kommen, wie diese, nicht eher wieder zum Vorschein, bis sie der Frühling herbeilockt.

Die verhältnißmäßigen Abstufungen der Vermögensumstände, welche man in andern gut eingerichteten Staaten bemerkt, und ohne welche dieselben schlechterdings nicht bestehen würden, sind in Brasilien nicht wahrzunehmen. Der ganze Unterschied zwischen den dasigen Einwohnern, besteht bloß darin, daß es hier Reiche und Arme giebt. Jene sind eben so stolze als unwissende, eben so großthuende, als geizige Menschen, und letztere haben nicht nöthig zu betteln, da ihnen die Natur alles von freien Stücken gewährt, was sie zur Leibesnahrung und Nothdurft bedürfen. Jeder, der im Stande

ist, sich ein halb Dutzend Sklaven zu halten, lebt von dem Ertrage ihrer Arbeiten, und bringt seine Zeit bloß damit zu, daß er in stolzer Selbstgenügsamkeit auf den Straßen herumschlendert. Wenn sie Geld ausgeben sollen, knickern sie bis auf den Pfennig; auf der andern Seite verfallen sie aber oft in die albernsten Extreme, besonders wenn es darauf ankömmt, ihre Kinder auszustatten. So zeigte man mir z. B. ein Brauthemde, an welchem die Stickerei nicht weniger als fünfzig Pfund Sterling kostete, und eben so prächtig war verhältnißmäßig auch alles Uebrige, was die Braut zur Mitgift erhielt. Bei ihren Gastereien herrscht eine Verschwendung, die um so größer ist, je seltener sie dergleichen veranstalten. Uebrigens sind dieselben äußerst geschmacklos, und oftmals vermißt man dabei sogar die Reinlichkeit. *) Die Equipagen reicher und vornehmer Leute, bestehen aus Kabriolets, die mit Mauleseln bespannt sind; auch lassen sie sich in Tragsesseln, die ringsum mit Vorhängen versehen sind, von ihren Negersklaven über die Straßen tragen. Von diesem letztern Vehikel pflegen auch die Damen Gebrauch zu machen. Die Mannspersonen sind große Liebhaber von der Jagd, dem gewöhnlichen Zeit-

*) Man beliebe den Umstand nicht aus der Acht zu lassen, daß ich die Sitten der Brasilianer hier bloß im Allgemeinen schildere. Mit wahrem Vergnügen lege ich bei dieser Gelegenheit das Zeugniß ab, daß ich zu Rio de Janeiro verschiedene Personen kennen lernte, die sich in Ansehung der Gastfreundschaft, des Geschmacks, und der Politesse auf die vortheilhafteste und ehrenvollste Art auszeichneten.

vertreibe der Müßigänger. Ihr Lieblingsspiel ist das Pharao, in welchem hier oft eben so große Summen gewonnen und verloren werden, wie bei uns Engländern; doch muß ich den Brasilianerinnen die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie an diesem verderblichen Zeitvertreibe keinen Antheil nehmen; ob aber dies aus Zwang, oder freiem Willen geschieht, muß ich dahin gestellt seyn lassen.

Die Sitten der Brasilianer fangen jedoch allmählich an, sich jenem liberalen Systeme zu nähern, welches von Tage zu Tage in allen Welttheilen immer mehr Festigkeit gewinnt, und, allem Vermuthen nach, über kurz oder lang, überall befolgt werden wird, je nachdem solches die physische und moralische Beschaffenheit des Menschen, nach der Verschiedenheit des Himmelsstrichs zuläßt. Die Mannspersonen sowohl, als die Frauenzimmer, tragen sich hier nach Französischer Art; die Degen und Federhüte sind ganz aus der Mode gekommen; und in Mänteln erscheinen nur noch Leute, die zur niedrigsten Volksklasse gehören. Mannspersonen, die mit Engländern in einiger Verbindung stehen, lassen es sich äußerst angelegen seyn, sie bis auf den kleinsten Umstand zu kopiren, so, daß man nunmehro abgestutztes Haar, runde Hüte und Halbstiefeln nicht mehr für eine Tracht hält, die bloß dem Ausländer geziemt. Die Frauenzimmer tragen sehr kurze Taillen, entblößen den Busen mehr als sonst, und schmükken das Haar und die bloßen Arme mit einer außerordentlichen Menge glänzender Steine, z. B. Topasen, Amethysten, Chrysolithen u. d. g., welchen man in Brasi-

lien einen geringen Werth beilegt. Jene sowohl, wie diese, kleiden sich jedoch weit lieber à la mode d'Angleterre, wenn es nur irgend in ihren Kräften steht. Eine Englische Modehändlerinn, die sich, auf ihrer Reise nach Indien, eine Zeitlang hier aufhielt, bewirkte unter den jungen Frauenzimmern weit frappantere Metamorphosen als je Ovid in den seinigen beschrieben hat. Uebrigens erinnere ich mich nicht, daß mir nur ein einziges zu Gesicht gekommen wäre, welches Anspruch auf Schönheit zu machen gehabt hätte; die meisten sind nicht einmal hübsch, wiewohl sie große schwarze Augen haben, deren Glanz ihren dunkelbraunen Gesichtern ein brillantes Ansehen giebt, und ihnen einen gewissen Ausdruck mittheilt, der aber nicht sowohl von sanften Empfindungen, als vielmehr von Sinnlichkeit zeugt. Sie haben schöne schwarze Augenbranen, lange seidenweiche Augenwimpern, und langes schwarzes Haar, das ihnen wild um den Kopf flattert, und, nach gewissen Bewegungen der Finger zu urtheilen, wohl nicht immer von kleiner Einquartirung verschont bleibt. Ueberhaupt vermißt man an ihnen jene bewunderungswürdige Reinlichkeit, wodurch unsere Engländerinnen vor den Frauenzimmern aller anderen Europäischen Nationen sich auszeichnen. Zu den Gewohnheiten, die dem schönen Geschlechte eben nicht zur Zierde gereichen, gehört unter andern auch diese, daß die Brasilianerinnen jeden Augenblick ausspucken, ohne hiebei auf Zeit und Ort, oder irgend einen andern Umstand, die mindeste Rücksicht zu nehmen.

Die Bewohner von Brasilien, sowohl männli-

chen als weiblichen Geschlechts, sollen andere Völkerschaften im Singen und Musiciren weit übertreffen. Die Frauenzimmer sind außerordentliche Liebhaberinnen vom Tanzen, und zeigen bei dieser Gelegenheit ungemein viel Grazie. Außer ihren Nationaltänzen und den Englischen, veranstalten sie zuweilen auch welche nach Art der Indianer, die in Ansehung der Geberden und Stellungen die Delikatesse eben so sehr beleidigen, wie der Timoradee der Otaheiter. Zu Rio de Janeiro soll sich die Anzahl der Personen weiblichen Geschlechts, zu jenen, die männlichen Geschlechts sind, wie eilf zu zwei verhalten. Zwischen den verschiedenen Perioden des Reifwerdens und Hinwelkens einer Brasilianerin, findet beinahe kein Zwischenraum statt. In ihrem vierzehnten Jahre wird sie Mutter, im sechzehnten stehen ihre Reize in voller Blüte, und im zwanzigsten sind sie verblichen. Die Lebenszeit von drei solchen Töchtern der Sonne, dauert folglich kaum so lange, wie die einer einzigen Europäerin. Von dem Tage an, wo hier ein Mädchen mit ihrem Geliebten Verlöbniß hält, hat sie alles Mögliche von seiner Eifersucht zu befürchten. Sollte der Fall eintreten, daß er noch vor der Hochzeit verreisen muß, so kann sie sicher darauf rechnen, daß sie unter einem oder dem andern Vorwande in ein Kloster gesteckt, und so lange daselbst aufbewahrt wird, bis er wieder zurückkömmt. Aus diesem Argwohn entstehen oft während der Ehe Vergehungen, die der mißtrauische Gatte auf eine blutige Art rächt, und die er, im Grunde betrachtet, doch einzig und allein sich selbst beizumessen hat. Die Strafe des Ehebruchs besteht gewöhnlich darin,

daß diejenigen, welche sich dieses Verbrechens schuldig machen, des Landes verwiesen, und auf die Afrikanische Küste gebracht werden. Ereignet es sich, daß der Ehemann seine Frau auf frischer That ertappt, so ist er befugt, sowohl sie als seinen Nebenbuhler auf der Stelle ums Leben zu bringen.

Da die Stadt St. Sebastian überall von Anhöhen umgeben ist, die der Luft keinen freien Durchzug gestatten, so ist es hier ungesunder als an anderen unweit der Seeküste liegenden Ortschaften. Auch trägt die Unreinlichkeit der Einwohner nicht wenig dazu bei, die Uebel zu vergrößern, welche aus der schlechten Lage dieser Stadt natürlicherweise entstehen müssen. Allerlei Arten von Fiebern, die rothe Ruhr, und Wasserbrüche sind hier die gewöhnlichsten Krankheiten. Die Fieber mögen wohl hauptsächlich von den schädlichen Ausdünstungen herrühren, welche der Koth und Unflath verursacht, den man auf freier Straße liegen läßt; wenigstens ist es nicht anders denkbar, als daß solches zur Verbreitung dieser Krankheiten beitragen muß, da man des Abends alle Unreinigkeiten, die sich den Tag über gesammelt haben, zu den Fenstern herausschüttet. *) An Entstehung

*) Miß Jenkins hat die Stadt St. Sebastian, was diesen Punkt anbelangt, sehr treffend geschildert, und der Leser wird es mir hoffentlich verzeihen, daß ich ihn auf diese Beschreibung verweise. Hier will ich nur noch anmerken, daß jeder, der des Nachts um zehn Uhr unter einem Fenster hingeht, jeden Augenblick in Gefahr steht, ausrufen zu müssen: Herr sey mir gnädig und barmherzig!

der Ruhr ist wahrscheinlich die Lebensart der Einwohner Schuld; denn ihre Nahrung besteht größtentheils aus Fischen, Zuckerwerk und Obst. Die gemeinen Leute essen desto mehr eingesalzenes Rind- und Schweinefleisch, das kaum halb durchgepökelt ist, und von Rio-Grande hierher gebracht wird. Hierzu kömmt noch, daß sie sich eines sehr starken, der Gesundheit höchst nachtheiligen Getränks bedienen, und sich um so mehr darin übernehmen, da es sehr wohlfeil ist. — An den Wasserbrüchen, wodurch diejenigen, welche damit behaftet sind, oft in den erbarmenswürdigsten Zustand versetzt werden, sind sie ebenfalls selbst Schuld; denn der allzu häufige Gebrauch warmer Bäder, muß natürlicherweise die Folge nach sich ziehen, daß dadurch ihr ohnehin nicht gar starkes Nervensystem nur noch mehr geschwächt wird. In unseren Englischen Niederlassungen, wo man sich täglich in kaltem Wasser badet, ist diese Krankheit wenig oder gar nicht bekannt. *) Das Thermometer steigt hier im Winter selten höher als auf 74 Grade und fällt zuweilen bis auf 65 Grade herab. Bei dieser Jahreszeit fällt des Nachts immer ein starker Thau, und des Morgens ist der Himmel mit einem dicken Nebel überzogen; sobald aber die Sonne zum Vorscheine kömmt, wird die Atmosphäre wieder hell und klar. Der Land- und Seewind wechseln regelmäßig mit einander ab. Der erstere weht

*) Mir sind in der ganzen Welt nur zwei Gegenden bekannt, wo diese Krankheit stark im Schwange gehet; nämlich zu Cochin auf der Küste von Malabar, und auf der Insel Barbados.

gewöhnlich des Morgens, und zwar ziemlich gelind. Des Mittags hingegen sieht man den Seewind schon von weitem die Wellen kräuseln; es dauert aber gewöhnlich bis gegen zwei Uhr, ehe man ihn in der Stadt spürt. Er weht meistens nicht gar stark, und ist dabei kühl und erquickend.

Die Kreolen haben bei dieser Jahreszeit eben so viel auszustehen, wie mitten im strengsten Winter. Indessen wir in der leichtesten Sommerkleidung hätten zerschmelzen mögen, hüllten sie sich in ihre Mäntel ein, machten alle Thüren und Fenster zu, und thaten als wenn sie erfrieren wollten. Die regnigte Jahreszeit fängt im August an. Alsdann gehet sechs bis acht Wochen lang kein Tag vorüber, an dem nicht der Regen in Strömen vom Himmel schießt, und die Luft bis zum Ersticken kompakt ist. Auf diese Regengüsse folgen nun die trocknen fürchterlich heißen Monate November und December, in welchen die Kreolen gleichsam von neuem beseelt werden. Von der Sonnengluth erwärmt, sieht man sie, wie von einem langen Winterschlafe erwacht, wieder an ihre Arbeiten gehen, oder sich vermittelst ihrer gewöhnlichen Belustigungen die Zeit verkürzen.

Drittes Kapitel.

Rio de Janeiro. — Produkte. — Handel. — Sklaven. — Indianer. — Polizei und Gerichtshöfe. — Vertheidigungsmittel. — Politische Verhältnisse.

Die vorzüglichsten zum Pflanzenreiche gehörigen Produkte im Bezirke von Rio de Janeiro, bestehen in Zucker, Kaffee, Baumwolle, Kakao, Tabak und Indigo. Von diesen allen ist nur das Zuckerrohr daselbst einheimisch, welches die ersten Kolonisten hier in seinem wilden Zustande fanden. Der Brasilientabak wird hier theils in Sigaro's (segars) theils als Schnupftabak konsumirt, und der Anbau des Indigo ist, seit der Zeit, daß man die Europäischen Marktplätze von Ostindien aus mit dergleichen Waare versieht, sehr in Verfall gerathen. Der Boden ist überall so außerordentlich fruchtbar, daß der Landmann vollauf zu thun hat, der allzu üppigen Vegetation Einhalt zu thun, und zu verhindern, daß weder Gestripp noch Gesträuch darauf wächst. Wenn er dies einige Monate unterläßt, so schießt daselbst eine große Menge in einander verwickeltes Buschwerk hervor, und wird dergestalt von Schlingpflanzen durchflochten, daß man fast nicht im Stande ist, hindurch zu kommen. Es werden zu Rio de Janeiro nicht weniger als zwölf verschiedene Arten Pomeranzen gezogen, und alle andere Südfrüchte kommen hier, so zu sagen, ohne Wartung und Pflege fort. Auch hat man gefunden, daß

die Indischen Spezereien in dem dasigen Boden trefflich gedeihen; und schon jetzt wird daselbst Pfeffer gebauet, der ziemlich gut zu gerathen scheint. Kurz, alle Arten von Vegetabilien, die unter dem heißen Erdgürtel einheimisch sind, finden hier ihr Fortkommen.

Die Brasilianischen Pferde sind klein, und können nicht viel vertragen. Sie laufen heerdenweise in den innern Gegenden des Landes umher, und werden nicht eher eingefangen, bis einer oder der andere Einwohner Willens ist, eine Reise zu machen. Wenn sie nicht mehr fort können, oder die Reise beendigt ist, spannt man sie aus, und läßt sie wieder laufen. Die Mauleſel, welche in ganzen Heerden unweit der Stadt weiden, werden hauptsächlich zum Lasttragen gebraucht, und man kann sich, da das Land überall mit steilen Anhöhen bedeckt ist, weit besser auf sie verlassen, als auf andere Thiere. Ochsen werden von Rio-Grande hieher gebracht, wo das Stück nur acht Schillinge kostet, und man sie bloß in der Absicht schlachtet, die Häute und den Talg zu gewinnen. Ungeachtet sie bei ihrer Ankunft zu Rio Janeiro ganz erbärmlich aussehen, weil sie unterwegs sehr schlecht gehalten werden, so wird dennoch das Stück mit fünfzig Schilling, bis vier Pfund Sterling bezahlt. Die Pachtgüter sind mit Hecken von Lemonien- und Pomeranzenbäumen verzäunt, zwischen welchen allerlei Strauchwerk angebracht ist, das ungemein schöne Blüten trägt, und einen köstlichen aromatischen Geruch verbreitet. Bei Nachtzeit sehen die Bäume nicht anders aus, als wenn sie in Feuer stünden; denn unter ihren Zweigen halten

sich Myriaden Johanniswürmchen auf, die hier ihr Spiel treiben.

Der Distrikt, in welchem die Bergwerke liegen, nimmt ungefähr sechzig Meilen von Rio seinen Anfang. Die Ausbeute wird auf Mauleseln hieher transportirt, und es ist allemal ein Detaschement Kavalerie dabei, wovon ein ganzes Regiment zu Minas, der Hauptstadt dieses Distrikts, welche, dem Vernehmen nach, sehr groß und stark bevölkert seyn soll, in Besatzung liegt. Diese Provinz erstreckt sich bis an die Niederlassungen der Spanier in Paraguay. Die Reise nach Matto Grosso, dem entlegensten unter allen den Portugiesen zugehörigen Plätzen, geschieht auf dem Rio-Grande. Stromaufwärts soll zu dieser Fahrt ein volles halbes Jahr erforderlich seyn; auf dem Rückwege bringt man aber nicht länger als drei Monate zu. Von dorther kömmt die Sassaparilla und der Kopaibalsam. Alle diejenigen, welche die Bergwerke in Augenschein nehmen, werden bei ihrer Rückkunft, ohne Ansehen der Person auf das strengste visitirt, um zu sehen, ob sie keine Diamanten versteckt haben. Sie selbst werden nicht nur mutternackt ausgezogen und auf das genaueste durchsucht, sondern man giebt sogar ihren Pferden und Maulthieren Purgiermittel ein. Demungeachtet giebt es oft Fälle, wo die Visitatoren, bei aller ihrer Wachsamkeit dennoch hintergangen werden. So gelang es einst einem Mönche, welcher die Bergwerke ebenfalls in Augenschein genommen hatte, drei kostbare Diamanten in einem Muttergottesbildchen von Wachs zu verbergen, welches

er bei sich in der Tasche trug. Die Visitatoren ließen sich bei Erblickung desselben nichts Arges träumen, küßten es sehr andächtig, und gaben es dem ehrwürdigen Pater ohne weitere Untersuchung zurück.

Der Zehnte, welchen der König vom Golde bezieht, wird von dem Erz erhoben, welches man ins Schmelzhaus schafft, wo Klumpen daraus gegossen werden, die man mit einem Stempel bezeichnet, worauf der Werth angegeben ist, für welchen sie in Handel und Wandel anzunehmen sind. Will der Eigenthümer diese Goldklumpen ausprägen lassen, so muß er dafür dritthalb Procent bezahlen. Die Goldmünzen, welche in der Kolonie kursiren, bestehen aus Stücken, zu viertausend Rees, oder fünf und zwanzig Schilling Sterling. Sie sind sehr stark legirt, damit sie nicht außer Landes geschaft werden sollen. Die Goldstücke, welche nach Portugal gehen, sind meistens halbe Joes (Josephsd'or), und betragen zwei Pfund Sterlinge an Werth. Die Ausfuhr des ungemünzten Goldes nach der Küste von Guinea ist bei Todesstrafe verboten.

Der Gehalt des Vicekönigs, beträgt jährlich ohngefähr zweitausend sechshundert Pfund Sterling; er hat aber noch außerdem sehr einträgliche Accidenzen, so daß er es jährlich auf fünfzehn bis zwanzigtausend Pfund bringen kann. Sie entspringen hauptsächlich aus dem Verkaufe der Dienststellen, die der Gouverneur sammt und sonders besetzt, und wovon er sich, wie man sagt, den dritten Theil der Einkünfte vorbehält. Eigentlich

soll er seine Stelle nur drei Jahre bekleiden, gemeiniglich aber läßt man ihm dieselbe so lange, bis er ein ansehnliches Vermögen zusammengebracht hat; denn der Hof vergiebt dieses einträgliche Gouvernement nur an solche Grands, die von Haus aus nicht reich sind. Der dermalige Vicekönig stammt aus der Familie De Valencia, und steht, vermittelst des Hauses von Braganza, mit dem Könige von Portugal in Verwandtschaft. Er ist ein Mann von Kenntnissen, liberalen Gesinnungen und sehr einnehmendem Betragen. Für die Engländer scheinet er eine besondere Vorliebe zu haben. Der Hofstaat des Vicekönigs ist bei weitem nicht so glänzend, wie der unsers Generalgouverneurs von Indien, ob man gleich vorgiebt, daß sie in Ansehung der Einkünfte so ziemlich auf einerlei Fuß stehen.

Jener Argwohn, vermöge dessen man noch vor wenig Jahren zu Rio de Janeiro alle Tritte und Schritte der Fremden belauschte, ist dermalen gänzlich verschwunden. Während der ganzen Zeit unsers dasigen Aufenthaltes durften wir überall frei und ungehindert umher reuten oder gehen, ohne daß man uns eine Wache mitgab, oder sich sonst Jemand darum bekümmerte. Diese Nachsicht hatte jedoch ihren Grund lediglich in den liberalen Gesinnungen des Vicekönigs und erstreckte sich bloß auf Offiziere, die in königlichen Diensten standen; und da hiernächst die gegen die Fremden erlassenen Verordnungen nicht förmlich aufgehoben waren, so konnte man dieselben jeden Augenblick nach ihrer ganzen Strenge wieder geltend machen. Man gestattete uns, auf der

östlichen Seite des Havens Besen zu schneiden; auch durften wir überall auf die Jagd gehen, ohne daß man uns das mindeste Hinderniß in den Weg legte. Wenn einer von uns *) botanische Kenntnisse gehabt hätte, so würde er hier die schönste Gelegenheit gefunden haben, seinen Geschmack zu befriedigen, denn die mannichfaltigen Geschlechter der Blumen, Pflanzen und Kräuter waren unzählbar.

Die Kultur im Distrikte von Rio de Janeiro, ist zwar noch lange nicht das, was sie seyn würde, wenn derselbe von einer Nation, welche mehr Kunstfleiß angewendet hätte, kolonisirt worden wäre; indessen kann man doch nicht in Abrede stellen, daß sie, im Verhältniß gegen die den Portugiesen eigene Trägheit und Unthätigkeit, noch so ziemlich schnell von statten gegangen ist. Portugal hat aber auch vor allen Europäischen Mächten, die in Amerika Kolonien angelegt haben, in so fern einen sehr wesentlichen Vortheil, als es von der gegenüber liegenden Afrikanischen Küste Kolonisten herbeiziehen und die Anzahl seiner Sklaven ohne sonderliche Mühe wieder ergänzen kann. Das Vaterland ist aber auf diese seine Kolonien so eifersüchtig, daß es nicht einmal die Einfuhr der unbedeutendsten Manufakturwaaren von dorther gestattet. Man hat sogar den Bewohnern derselben bei schwerer Strafe das Glockengießen verboten, vermuthlich deswegen, weil man befürchtet, sie möchten über kurz oder lang einsehen lernen, daß man aus dem-

*) S. Cook's Reisen.

selben Metall, woraus die Glocken gegossen werden, auch Kanonen gießen kann.

Niemand, nur Leute ausgenommen, die sich vom Handel nähren, kömmt hier auf den Gedanken, seine Kapitalien auf eine vortheilhafte Art, wie z. B. durch Ausleihen u. s. f. umzusetzen. Mancher alte Geizhals hat ganze Kasten voll Geld stehen, die er, da hier keine Bank ist, in seinem eigenen Hause aufbewahrt; und dennoch lebt er bloß von dem, was ihm seine Sklaven durch ihrer Hände Arbeit verschaffen. Der Handel zu Rio de Janeiro hat zwar mit großen Hindernissen zu kämpfen, welche ihm durch Monopolien, Verbote, Abgaben von zehen Procent und besonders durch die unbeschreibliche Faullenzerei der Portugiesen in den Weg gelegt werden, ist aber bei dem Allen nichts weniger als unbedeutend, und nimmt noch immer von Jahr zu Jahr zu. Er beschränkt sich lediglich auf das Vaterland, da der unmittelbare Handelsverkehr mit Ausländern, oder vermittelst fremder Schiffe, aufs strengste verboten ist. Die Kauffahrteischiffe der Brasilianer dürfen in keinen andern Seehaven einlaufen, als zu Lissabon und Oporto, von wo sie jährlich in drei Flotten ab- und zufahren. Nach und nach sehen aber die Kaufleute die nachtheiligen Folgen ein, welche nothwendig aus dieser Veranstaltung entstehen müssen, und heutiges Tages erhält jeder einzelne Kauffahrer Erlaubniß, aus Europa abzusegeln, wenn und zu welcher Jahreszeit es seyn mag. Jedes fremde Schiff, das an der Küste von Brasilien Handel treibt, wird ohne weitere Umstände confiscirt. Um die-

ses Gesetz zu handhaben, liegen zu Rio jederzeit ein Linienschiff und zwei bewaffnete Briggs in Bereitschaft.

Die jährliche Ausfuhr zu Rio de Janeiro verhält sich, wie wir aus einer sichern Quelle in Erfahrung gebracht haben, folgendermaaßen:

Ausfuhr.	Quantität.	Preis zu Rio.	Total-Werth.
			Pf. Sterl.
Zucker . .	13,000 Kisten, jede zu 1500 Centr.	4 Pence per Pf.	325,000
Rum a) .	5,000 Leggers, jeden zu 150 Gallons	15 Pence per Gallon	46,875
Kaffee b) .	800,000 Pfund	6 Pence per Pf.	40,000
Gold . .	400,000 halbe Josephs	2 Pf. St. jeder	800,000
Silber c) .	700,000 Spanische Thaler	5 Schilling jeder	175,000
Rohe Häute d)	3,000 Tonnen	. .	90,000
Reiß . .	500 Tonnen	25 Pf. die Tonne	7,500
Baumwolle .	800 Tonnen	1 Schill. per Pf.	89,600
Indigo . .	unbedeutend, vielleicht	. .	10,000
Coschenille e)	veränderlich, vielleicht	. .	30,000
Kakao f) .			
Färbeholz .			
Apotheker-waare .			
	Total-Werth der Ausfuhr .		1,613,975

a) 200 Leggers gehen jährlich nach Angola, um Sklaven dafür einzukaufen.

b) Im Jahr 1794 wurden nur allein 40,000 Pfund Kaffee versendet.

c) Geht nach Indien und China. Die Brasilianer haben keine Silberbergwerke, sondern bekommen ihr Silber, in Thalern ausgeprägt, aus den Spanischen Kolonien. Ein Theil dieser Thaler wird zu Kronen umgeprägt.

d) Wird von Rio Grande hieher gebracht.

e) Beziehen die Brasilianer aus den Spanischen Besitzungen am Platafluß.

f) Nimmt zu.

Aus dem dasigen Haven segeln jährlich ungefähr fünfzig Schiffe, jedes zu achthundert Tonnen, nach Europa. Die meisten dieser Schiffe werden in Brasilien gebaut; denn man sagt, daß das dasige Bauholz eben so fest und dauerhaft sey, wie das eichene. Die Waaren, welche daselbst eingeführt werden, bestehen aus wollenen und gedruckten baumwollenen Zeuchen, aus Eisenwaaren, Schneidewerkzeugen, Weinen und allen jenen Artikeln, welche die Europäer in ihrem Hauswesen bedürfen. Der Handel mit Afrika beschäftigt fünf und zwanzig Schiffe, von hundert und fünfzig bis vierhundert Tonnen, die mit Rum, Schießpulver, Gewehr, groben baumwollenen Zeuchen und allerlei Tand betrachtet werden, und dafür auf ihrer Rückfahrt Sklaven, Wachs und Elfenbein mitbringen, welches letztere hinwiederum nach Europa versendet wird. Mehl und Getraide wird von Rio-Grande hierher gebracht, und mit diesem Handel sind hundert und dreißig Schiffe, von fünfzig bis hundert Tonnen beschäftigt, welche diese Waarenartikel heimlicherweise aus den Niederlassungen der Spanier fortschaffen; denn da diese Nation ihre Kolonien mit eben so neidischen Augen betrachtet, wie die Portugiesen die ihrigen, so ist aller Handelsverkehr mit den Amerikanern aufs strengste verboten. Dies veranlasset (unter stillschweigender Einwilligung der beiderseitigen Kolonial-Gouvernements) einen sehr ausgebreiteten Schleichhandel, wodurch sich zwar einzelne Personen bereichern, übrigens aber die Einkünfte beider Königreiche geschmälert werden.*)

*) Die Englischen Ostindienfahrer und Wallfischfänger, welche

Von jedem Konsumtions- und Waarenartikel, er mag nun in der Kolonie erzeugt, oder durch Einfuhr dahin gebracht werden, bezieht die Krone den zehnten Theil des Werthes, bevor er verkauft werden darf. Diese Abgaben sind meistens verpachtet, und nur allein die, welche von der Fischwaare bezahlt werden muß, bringt jährlich fünfzehntausend Kronen ein. Die Pachter dieser Abgaben sind berechtigt, das Militär zu Hülfe zu nehmen, wenn die Beitreibung derselben Schwierigkeit findet. Der ganze Betrag der Einkünfte, welche im Distrikte von Rio de Janeiro erhoben werden, beläuft sich jährlich auf vier Millionen Pfund Sterling.

Die jährliche Einfuhre der Negersklaven soll aus zehn bis zwölf Tausend Seelen bestehen. Sie werden um folgende Preise verkauft: ein völlig erwachsener Mann kostet vierzig Pfund Sterling, eine Frauensperson zwei und dreißig Pfund, und ein junger Mensch zwanzig Pfund. Wenn sie bereits die Pocken gehabt haben, so werden sie verhältnißmäßig theurer bezahlt. Ihre gewöhnliche Kost besteht in Kassadabrod und gerö-

in den Fluß Janeiro einlaufen, um sich mit frischen Lebensmitteln zu versehen, finden daselbst immer Gelegenheit, in aller Stille Stückwaaren, Eisenwerk, Mützen und Strümpfe, Hüte, Porterbier, Butter und Käse zu verkaufen. Die Zollbeamten und die Offiziere auf den Wachtschiffen, welche diesen Schleichhandel eigentlich verhüten sollten, verstehen sich darauf, ihn auf eine sehr feine Art einzuleiten und zu benutzen.

ſtetem Mais; an der Seeküſte bekommen ſie mitunter auch Fiſche. Im Lande ſelbſt brauchen die Grundeigenthümer für die Verköſtigung derſelben gar nicht zu ſorgen; ſondern ſie überlaſſen ihnen ein kleines Stück Feld, und geben ihnen wöchentlich einen Tag frei, an welchem ſie daſſelbe bearbeiten dürfen. Von dem Ertrage dieſes Grundſtücks muß der Neger ſodann ſich und die Seinigen ernähren. Die, welche auf den Pflanzungen arbeiten, gehen ganz nackt; in den Städten hingegen wird von ihren Gebietern einige Rückſicht auf den Wohlſtand genommen.

Wenn ein Schiff mit Negern ankömmt, ſo dürfen dieſelben nicht eher zum Verkauf ausgeboten werden, bis ſie getauft ſind. Zu dem Ende müſſen ſie nach einem Kirchhofe marſchieren, wo man ſie, nach Verhältniß der Namen, die ihnen beigelegt werden ſollen, in mehrere Haufen abſondert. Alsdann tritt ein Prieſter in die Mitte eines ſolchen Haufen, und fährt ſo lange mit dem Weihwedel über ihren Köpfen hin und her, bis ſie ſammt und ſonders tüchtig mit Weihwaſſer beſprengt ſind, wobei er zugleich mit lauter Stimme die Namen herſagt, nach welchen ſie künftig genannt werden ſollen.

Die meiſten der neuangekommenen Neger werden in die Bergwerke geſchickt, um die Stelle derjenigen zu erſetzen, deren Lebensziel durch die ungeſunde Luft in den Minengängen verkürzt worden iſt. Einige gehen gleich in der erſten Zeit nach ihrer Ankunft mit

Tode ab, weil sie die Veränderung des Klima und der Nahrungsmittel nicht vertragen können; andere sterben an einer Art Gemüthskrankheit, welche man hier zu Lande — schändlich genug! — Starrsinn nennet.

Kurz vor unserer Ankunft zu Rio de Janeiro, zeichnete sich ein Negersklave durch eine That aus, die hier Erwähnung verdient. Nach den Gesetzen ist jeder Eigenthümer von Sklaven verbunden, sie loszugeben, so bald sie die Summe zusammen bringen können, die er allenfalls bekommen würde, wenn er sie verkaufte; dies ist aber auch die einzige Wohlthat, welche man diesen tief herabgewürdigten Menschen zu Theil werden läßt. Unter einer Menge von Sklaven, die dem Sennor D... einem reichen Plantagenbesitzer im Distrikte der Bergwerke gehörten, befand sich ein gewisser Hanno, der auf dem dasigen Gute geboren war, und welchen sein Herr, wegen der seltenen Naturgaben, die er an ihm wahrnahm, zu einem weit höhern Preise anschlug, als alle andern Sklaven, die neben ihm dienten. Kaum hatte dieser Hanno das Alter erreicht, in welchem der Naturtrieb im Menschen zu erwachen beginnt, als er sich in eine junge Negerin, Namens Zelida, verliebte, die mit ihm von gleichem Alter war, und ebenfalls bei seinem Gebieter in Diensten stand. Er fand Gegenliebe, und diese Leidenschaft nahm bei beiden in eben dem Verhältnisse zu, je mehr sie heran wuchsen, und ward immer stärker, je älter sie wurden. Hanno war aber kein Sklave gemeiner Art; er war ein Mann, der Verstand und Gefühl besaß. Er entsetzte sich daher vor dem Ge-

danken, Kinder zu zeugen, welchen vermöge ihrer Geburt das traurige Schicksal bevorstand, ebenfalls Sklaven zu werden. Zu großen und heldenmüthigen Aufopferungen entschlossen, bot er alle seine Kräfte auf, das ihm zugetheilte Tagewerk früher als andere zu vollenden, und sich etwas durch Nebenarbeiten zu verdienen. Auf diese Art, und da er Alles, was er nur irgend zu ersparen vermochte, zu Geld machte, ward er in Stand gesetzt, sich nach und nach ein kleines Kapital zu sammeln, ohne daß er den Dienst seines Herrn im mindesten vernachlässigte. Nach Verlauf von sieben mühseligen Jahren hatte er endlich so viel zusammengespart, als der Kaufpreis einer Sklavin betrug. Während dieser Zeit war in seiner Liebe für Zeliden nicht die geringste Veränderung vorgegangen; im Gegentheil hatten sich beide durch die Bande wechselseitiger Zärtlichkeit nur noch fester an einander gekettet. Mittlerweile hatte Sennor D... eine Reise unternommen, so daß zwei Jahre verstrichen, ehe Hanno seinen sehnlichen Wunsch, Zeliden die Freiheit zu erkaufen, demselben vortragen konnte, und in dieser Zwischenzeit hatte sie ihn mit einem Sohne und einer Tochter beschenkt. Wiewohl nun diese Kinder, ihrer Geburt nach, Sklaven waren, so empfand Hanno demungeachtet nicht den mindesten Kummer darüber; denn sein zusammengespartes Kapital hatte nun dergestalt zugenommen, daß er sich dadurch in Stand gesetzt sah, auch ihnen die Freiheit zu erkaufen. Sobald nun Sennor D... von seiner Reise zurückkam, hatte Hanno nichts Dringenderes zu thun, als ihn um Vollziehung des bestehenden Gesetzes zu bitten; da er aber nur allzu

gut wußte, daß sein Gebieter ein Geizhals war, so machte er ihm weiß, einer seiner Freunde sey erbötig, ihm das Geld, welches er für die Befreiung seiner Frau und Kinder erlegen müsse, vorzuschießen. Sennor D... kam mit ihm wegen des Kaufpreises überein, und bestimmte einen Tag, an welchem der Kontrakt im Beiseyn einer obrigkeitlichen Person schriftlich ausgefertigt werden sollte. Als dieser längst erwünschte Tag endlich erschien, eilte Hanno auf den Fittigen der Hoffnung und Liebe zur Wohnung seines Gebieters; ganz außer sich vor Freude, daß nun der Augenblick da sey, die Lieblinge seines Herzens von den Banden der Sklaverei zu befreien. Er überreichte ihm den Beutel mit dem Gelde und Sennor D... nimmt denselben in Beschlag, unter dem Vorwande, daß dieses Geld sein gestohlnes Eigenthum sey. Hanno, der nicht im Stande ist, den vorgeblichen Darleiher namhaft zu machen, wird zur gesetzlichen Strafe verurtheilt, und sein Tyrann treibt die Grausamkeit so weit, daß er der Vollziehung dieser Strafe selbst beiwohnt. Von Peitschenhieben zerfleischt und noch von Blute triefend, wankt Hanno in seine Hütte zurück. als er hinein tritt, erblickt er seine Frau, die ihrem jüngsten Kinde die Brust reicht, und mit ihrem Söhnchen tändelt, das gern von der Erde aufstehen möchte, und es noch nicht vermag. Ohne der erschrockenen Zelide auf ihre ängstlichen Fragen zu antworten, redet er sie mit folgenden Worten an: „Du weist, meine Liebe, daß „ich alles Mögliche gethan habe, dir deine Freiheit zu „erkaufen, die mir theurer ist, als meine eigene. Du „wirst dich erinnern, daß ich zu dem Ende seit dem er-

„sten Tage unserer Bekanntschaft jedem Lebensgenusse ent-
„sagte, der den Stand der Sklaverei und Knechtschaft
„erträglich macht; daß ich mich sogar in meinen Erho-
„lungsstunden mit Arbeit beschäftigte; daß ich mich kaum
„nothdürftig satt aß, um mein erspartes Kassadabrod,
„so wie jedes Stückchen Tabak*) zu Geld zu machen;
„und daß ich sowohl in der brennendsten Sonnenhitze,
„als bei der strengsten Winterkälte**) nackend und bloß
„einhergieng. Das Ziel meiner Wünsche, der Zweck
„meiner Entbehrungen war nun erreicht, und ich über-
„brachte diesen Morgen unserm Tyrannen das Geld,
„welches er für deine und unserer Kinder Befreiung ver-
„langte. Als aber der Kaufkontrakt in Beiseyn einer obrig-
„keitlichen Person unterzeichnet werden sollte, nahm er
„dasselbe als sein Eigenthum in Beschlag, erklärte mich für
„einen Dieb, und ließ mich wegen eines Verbrechens be-
„strafen, das ich von jeher verabscheute. Du siehst demnach,
„liebes Weib, daß alle meine Bemühungen, dir die Frei-
„heit zu verschaffen, umsonst waren. Aber noch giebt
„es ein Mittel, freilich ein fürchterliches Mittel, dich
„der Grausamkeit und den viehischen Lüsten unsers Ty-
„rannen zu entreißen, und zugleich unsere Kinder von

*) Nächst dem Rum, gehört der Tabak zu den vorzüglichsten Lebensgenüssen der Negern.

**) Vom Seeufer an, bis zu den Cordilleras, wird die Provinz Brasilien nach und nach immer höher, und folglich nimmt hier die Kälte in eben dem Verhältniß zu. In dem Distrikte wo die Bergwerke befindlich sind, wachsen Europäische Früchte, und es ist daselbst ziemlich kalt.

„der Sklaverei zu befreien.“ Mit diesen Worten stieß er Zeliden sein Messer ins Herz, und während es noch von ihrem Blute rauchte, ermordete er auch seine beiden Kinder damit.

Hanno ward vor Gericht geführt, und wegen dieser dreifachen Mordthat verhört. „Es ist wahr, sprach „er, ich habe die Lebenstage meines Weibes und meiner „Kinder verkürzt; aber ich that es, um sie von dem un„erträglichen Joche der Knechtschaft zu befreien. Wenn „ich mich nicht ebenfalls umbrachte, so geschah es bloß „deswegen, um meinem unmenschlichen Peiniger zu zei„gen, daß es mir ein Leichtes gewesen wäre, mich seiner „Tyrannei zu entziehen. Ich kann mir leicht vorstellen, „was ich von euch zu erwarten habe; zum Beweis aber, „daß ich alle eure Martern und Qualen nicht achte, seht „her!“ Indem er dies sagte, schlug er seinen Arm in einen eisernen Haken und riß sich denselben durchs Fleisch. Diese zwar kurze, aber desto nachdrücklichere Appellation an das Menschengefühl, erweichte sogar die Herzen der sonst so übermüthigen und gefühllosen Portugiesen. Man begnadigte den Sklaven, und gab ihm die Freiheit. Sennor D... wurde nach der Strenge bestraft, und der schlechte Kerl von Rathsherrn, welcher zu Ausführung jener Schandthat behülflich gewesen war, verlor seine Stelle.

Die neuangekommenen Negern stehen in dem Wahn, ihre Pfaffen könnten sie fest machen. Sie fangen daher oft mit ihren Kameraden, die von einem andern Volks-

ſtamme entſproſſen ſind, Händel an, wobei von den ſtreitenden Parteien viel Blut vergoſſen wird. Noch zur Zeit hat man es durch die härteſten Strafen nicht dahin bringen können, dieſen Balgereien Einhalt zu thun.

Im Diſtrikte von Rio de Janeiro ſind heut zu Tage wenig urſprüngliche Indianer mehr anzutreffen. Die daſigen Portugieſen geben ihnen Schuld ſie arbeiteten nicht gern, und gebrauchen ſie daher nur als Bootsknechte. Das Gouvernement hat ſie für freie Leute erkläret, und es iſt ſtreng verboten, ſie auf andere Art als durch gütliches Zureden zum chriſtlichen Glauben zu bekehren. Es giebt daher eine Menge Miſſionarien, die ſich mit dieſem Bekehrungswerke beſchäftigen, und ihre Bemühungen haben bereits den Erfolg gehabt, daß im Diſtrikte de las Minas ſchon jetzt einige Städte exiſtiren, welche bloß von getauften Indianern bewohnt werden.

Für die Vertheidigung des Havens zu Rio Janeiro, iſt durch Anlegung zweckmäßiger Batterieen und Forts geſorgt; auch liegen daſelbſt vier tauſend Mann regulärer Truppen in Beſatzung, welche ſehr reſpektabel ausſehen, und ungemein gut disciplinirt zu ſeyn ſcheinen. Zehen tauſend Weiße, von allerlei Klaſſen und Ständen, machen noch überdies eine Art Landmiliz aus, und werden alljährlich einen Monat lang in den Waffen geübt. Dieſer buntſchäckigte Haufe würde aber zur Zeit eines ernſtlichen Angriffs eben keinen ſonderlichen Widerſtand leiſten.

Was die politischen Verhältnisse zwischen dieser Kolonie und dem Mutterlande betrifft, so können wir mit voller Gewißheit versichern, daß die Unterwürfigkeit der erstern nur noch an einem ganz dünnen Faden hängt, welcher leicht bei der geringsten Berührung zerreißen kann. Die Einschränkungen des Handels, die zehen Procent betragende Vermögenssteuer, welche mit der größten Strenge beigetrieben wird (eine Abgabe, von welcher man in den Englischen Kolonien gar nichts weiß) und die Bestechlichkeit derer, die in öffentlichen Aemtern stehen, dies alles sind Bedrückungen, welche so deutlich in die Augen fallen, daß die Brasilianer stockblind seyn müßten, wenn sie dieselben nicht wahrnehmen sollten. Der Geist der Unzufriedenheit, welcher sein Werk schon seit geraumer Zeit im Stillen getrieben hatte, zeigte sich vor einigen Monaten öffentlich, als man in der Kolonie eine Stempelakte geltend zu machen suchte. Diese Maaßregel fand allgemeinen Widerstand von Seiten der Kolonisten; um aber der auf die Widerspenstigkeit gesetzten Strafe zu entgehen, machten sie alle ihre Geldgeschäfte mündlich unter sich ab, und trauten einander aufs Ehrenwort. *) Sollte Portugal die ohnehin schon erbitterten Kolonisten aufs Aeußerste treiben, so dürfte es vielleicht zu spät einsehen lernen, daß es leichter ist, politischen Uebeln durch gelinde Mittel vorzubeugen, als sie in der Folge, wo sie schon mehr überhand genommen haben, durch die gewaltsamsten zu heilen. Der Revo-

*) Diese Stempelakte ist aber nachher dennoch eingeführt w r-den.

lutionsgeist, welcher sich in unserm Zeitalter, wie ein verzehrendes Feuer, über den ganzen Erdball zu verbreiten scheint, macht in diesen transatlantischen Weltgegenden sehr starke Fortschritte. Die Grundsätze eines Helvetius, Voltaire, Rousseau und Volney, haben hier ihre Bewunderer und Lobredner, die bloß auf einen günstigen Zeitpunkt lauern, um die schon glimmenden Funken zur lichten Flamme anzufachen. Diese Grundsätze werden hauptsächlich durch eine gewisse Sekte von Freimaurern verbreitet und in Umlauf gebracht, welche zeither weder die Macht der weltlichen Obrigkeit, noch die Denunciationen der Klerisei zu unterdrücken, oder zu zügeln vermochten. Im Jahre 1803 bestand diese Gesellschaft nur aus fünf und zwanzig Mitgliedern; im verwichenen Jahre hat sich aber die Anzahl derselben bis auf hundert vermehrt. Die Inquisition hat zwar aus Portugal einige ihrer Beamten hieher gesendet, um sie zu unterdrücken; bis jetzt aber sind ihre dieserhalb angewandten Bemühungen fruchtlos gewesen. Die Gegenwart dieser geistlichen Schackalls beunruhigt die gedachte Sekte wenig oder nicht, da sie in weltlichen Angelegenheiten keine Autorität haben, und nichts weiter bewirken können, als daß die Schuldigbefundenen nach Europa zurückgeschickt werden. Die Stifter der Französischen Republik, welchen es eifrigst darum zu thun war, die ganze Welt zu revolutioniren, und denen es übrigens gleich viel galt, ob sie ihre Absichten durch Gewalt oder Intriguen erreichten, haben unter andern auch Brasilien nicht aus der Acht gelassen, sondern einige ihrer Emissarien hieher gesendet, die es sich sehr ange-

legen seyn lassen, Verwirrung und Anarchie zu stiften. Die Portugiesen, sehen nur allzu gut ein, daß es sehr ungewiß ist, ob und wie lange sie sich im Besitzstande dieser Kolonie erhalten dürften. Sie sind daher, wie alle schwache und furchtsame Despoten, auf den Einfall gekommen, keine Druckerei daselbst zu gestatten.

Sollte sich Brasilien von seiner Verbindung mit dem Mutterlande losreißen, welches nach dem gewöhnlichen Gange der Weltbegebenheiten leicht möglich seyn kann, und wozu bei den jetzigen Zeitumständen aller Anschein vorhanden ist, so würde dies Beispiel die Bewohner des Spanischen Amerika unfehlbar zur baldigen Nachfolge reizen. Diese Weltgegend scheint vor allen andern dazu geeignet, in ihrem unermeßlich großen Umfange mächtige Staaten zu gründen; und sowohl nach Maaßgabe ihrer natürlichen Gränzabtheilungen, als ihres äußern Ansehens, läßt es sich nicht anders erwarten, als daß hier die Freiheit vorzüglich gedeihen werde. Denn, obgleich dieses Land, seiner Ausdehnung nach, den ganzen ungeheuern Raum einnimmt, über welchen sich die heiße Zone verbreitet, so verursacht doch seine hohe Lage, daß das Klima hier eben so temperirt ist, wie in den südlichen Provinzen Europens, und eben dies ist es, was die Freiheit zu ihrem Fortkommen bedarf. Wäre Südamerika von einem der nördlichen Völker kolonisirt worden, welches die Freiheit gleich Anfangs mit dahin gebracht und diese zarte Pflanze gehörig gepflegt hätte, so würde dasselbe heutiges Tages ein ganz anderes Ansehen haben, als es wirklich der Fall ist.

Viertes Kapitel.

Fahrt von Rio de Janeiro, bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung — Die Inseln Tristan d'Acunha's. — Die Kapstadt. — Simon'sstadt. — Holländer. — Abreise vom Vorgebirge der guten Hoffnung. — Die Sankt Pauls Insel. — Ankunft zu Port-Philipp.

Wenn der Seefahrer die Amerikanische Küste, unter dem Wendekreise des Steinbocks verläßt, dann mag er sich immer gefaßt machen, daß er auf seiner Fahrt durch die südliche Halbkugel nun nicht wieder in Gewässer kommen werde, wo angenehme Lüftchen wehen, und der Sommer regiert. Seine ganze Sorgfalt muß nun darauf gerichtet seyn, sein Schiff dergestalt in Stand zu setzen, daß es den stürmischen Elementen, mit welchen er zu kämpfen hat, Trotz bieten kann. Doch der Sturm, welcher den Bewohner des festen Landes oft so sehr in Schrecken setzet, daß er alle seine Sünden bereuet, und für sein ganzes Leben Buße und Besserung gelobt, ist dem erfahrnen Seemanne willkommen; denn er weiß, daß er seine Fahrt fördert. Was fragt er nach der Heftigkeit des Windes, wenn er ihm nur günstig ist, und sein Fahrzeug im schnellen Fluge über die Fluthen des Meeres hinwegführt. Ist er ihm ungünstig, so tröstet er sich von einem Tage zum andern mit der Hoffnung, daß er sich doch nun bald umsetzen müsse, da er ihm bereits so und so lange zuwider gewesen sey.

Bei dieser Jahreszeit wehen die herrschenden Winde, südwärts des Parallelkreises vom 36. Grade südlich, aus Westen, und toben oft Monate lang, mit immer gleich starkem Ungestüm in einem fort. Die Eismassen am Südpol, welche den Sommer hindurch, in Gestalt grosser abgerissener Inseln, auf der See schwimmen, sind nunmehro bei der strengen Winterkälte an einander gefroren, oder an die antarktischen Felsen gefesselt, wo sie der vereinten Gewalt der Winde und der Strömungen widerstehen. Nur allzu bald merkt man aber, daß man ihnen sich nähert, weil die Kälte, vom Wendezirkel an, immer mehr und mehr zunimmt. Dies dauert so fort, bis zum vierzigsten Grade der Breite, wo das Thermometer bis auf fünfzig Grad fällt, und es entweder schlosset, oder zu gleicher Zeit regnet und schneiet.

Wir verließen Rio de Janeiro den neunzehnten Julius, als der Wind eben aus Osten nordöstlich wehte, so daß wir unsern Lauf gegen Süden richteten, um in die Gegend der westlichen Winde zu gelangen. Diese stellten sich zwar nach und nach ein, verwandelten sich aber zuletzt in ungestüme Nordwestwinde. Jetzt machten wir die Bemerkung, daß es uns schlechterdings nicht möglich sey, unsere Fahrt noch länger in Gesellschaft des Oceans fortzusetzen, ohne mit den Polarwinden zu segeln, die unser Schiff ganz entsetzlich zusammenarbeiteten. Wir trennten uns daher unweit der Inseln des Tristan d'Acunha, von welchen wir die größte am zweiten August zu Gesicht bekamen. Den Abend zuvor hatte es heftig gestürmt und die See

gieng außerordentlich hohl; als wir uns aber der Insel näherten, ließ der Wind allmählich nach, die Wellen wurden ruhiger, die Wolken verzogen sich, und wir sahen endlich den Vollmond im reinsten Aether am Himmel schweben. Von seinem milden Schimmer geleitet, entdeckten wir Morgens um vier Uhr das Land, welches nur noch sechs Meilen weit von uns lag. Mit Tagesanbruch, wo der Horizont nebelicht wurde, verloren wir es zwar aus den Augen; als aber die Sonne aufgieng und die Dunstwolken zertheilte, konnten wir es wieder bis gegen Mittag sehr deutlich erkennen, und mochten wir damals ohngefähr vierzehn Meilen von demselben entfernt sind.

Die Inseln des Tristan d'Acunha, wurden von den Portugiesen auf einer ihrer ersten Reisen nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt. Es sind deren drei, und die größte darunter war die, an welcher wir in einer Entfernung von etwa zwei Meilen vorbei segelten. Man nimmt fast nirgends eine Spur von Vegetation darauf wahr, als nur auf der nördlichen Seite, von wo sich ein Landstrom ins Meer ergießt. Ueberall, nur nicht an dieser Stelle, bildet die nördliche Seite der Insel einen sehr steilen Pik, dessen Gipfel wir aber nicht wahrnehmen konnten, da er, als wir hier vorbei fuhren, in Wolken verhüllt war. *) Auf

*) Wenn der Wind aus Norden wehet, so muß er nothwendig auf dieser Seite der Insel eine so starke Brandung verursachen, daß große Schiffe, hier eben so wenig vor Anker gehen, als Boote

allen drei Inseln giebt es viele See-Elephanten, deren Oel weit mehr geschätzt wird, als das von andern Amphibien. Die eingesalzenen Zungen dieser Thiere schmecken eben nicht übel, wenn man an andern Lebensmitteln Mangel leidet. *)

Als wir die Inseln des Tristan d'Acunha zurück gelegt hatten, befanden wir uns, nach einer kurzen Fahrt von eilf Tagen, seitwärts vom Vorgebirge der guten Hoffnung. Schon gedachten wir mit einem günstigen Winde an demselben vorüber zu steuern, als sich derselbe plötzlich gegen Südosten umsetzte, so daß

ans Land fahren können, ohne sich der augenscheinlichsten Gefahr auszusetzen. Wir fanden, daß sie unter 37° 9′ südlicher Breite lag. Ihre Länge bestimmten wir, nach drei Chronometern und mehrern auf einander folgenden Mondsbeobachtungen (welche bis auf zehen Meilen mit einander übereinstimmten) zu 11° 29′ 30″ östlich.

*) Das Thier, welches die Matrosen den See-Elephanten nennen, ist wahrscheinlich dasselbe, welches beim Anderson und andern Reisebeschreibern, unter der Benennung Seelöwe vorkömmt. Das Oel des See-Elephanten bedarf weiter nichts, als einer ganz einfachen Zubereitung, um in der Malerei dieselben Dienste zu thun, wie das Leinöl. Man thut nämlich unter zwanzig Galonen dieses Oels, wenn es am stärksten kocht, ein Viertelpfund weißen Vitriol, zwei Pfund Bleiglätte, oder Mennig, und ein halbes Nößel Terpentingeist, und läßt diese Mischung eine halbe Stunde lang mit einander kochen. Wenn sie kalt geworden ist, gießt man das Oel vom Bodensatze ab, und somit ist es zum Gebrauch fertig.

wir genöthigt waren, unsern Lauf nordwärts zu richten, und uns nach Land umzusehen. Nach reifer Ueberlegung kamen wir darin überein, daß es auf jeden Fall besser sey, gerade nach dem Kap zu segeln, als bei dieser stürmischen Jahreszeit die offene See zu halten, und die Gesundheit unsers Schiffsvolks, so wie die der Missethäter, welche wir am Bord hatten, in Gefahr zu setzen. Dem zufolge steuerten wir nach der Simmons-Bai, und giengen daselbst vor Anker.

Das Vorgebirge der guten Hoffnung, ist bereits von Reisenden aus allen Klassen und Ständen so oft und vielfältig beschrieben worden, daß selbst der scharfsichtigste Beobachter kaum noch etwas entdecken kann, dessen umständlichere Schilderung sich der Mühe verlohnt. Da jedoch eine und dieselbe Sache gewöhnlich aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachtet wird, so möchte sich gleichwohl noch eines und das andere finden, das wenigstens in sofern nicht ganz uninteressant seyn dürfte, als ich die Wahrheit der Darstellung als Augenzeuge verbürgen kann.

Die Kapstadt ist unstreitig eine der interessantesten Kolonialstädte, die man irgendwo antrifft. Ihre breiten schnurgeraden Straßen, werden im besten Zustande erhalten, und sind reihenweise mit Eichen und Fichten besetzt. Die Häuser sind in einem sehr eleganten Stil gebauet, und in ihrem Innern nimmt man überall eine ganz außerordentliche Reinlichkeit und Ordnung wahr. Nur ist zu bedauern, daß man die Zimmer nicht genug lüftet, um

dem faden Tabaksdampfe, der besonders den Fremden äuſserst zuwider ist, hinlänglichen Abzug zu verschaffen. Das Schauspielhaus ist ein nettes von den Engländern aufgeführtes Gebäude, worin von gewissen Privatpersonen wöchentlich zwei Stücke, das eine in Französischer, das andere in Holländischer Sprache, gegeben werden.

Der öffentliche Garten, worin ehedem eine zahlreiche aus allerlei seltsamen Afrikanischen Thieren bestehende Menagerie war, ist von den Engländern äuſserst vernachlässigt worden. Innerhalb dieses Gartens steht das Gouvernementhaus, ein niedliches überaus bequemes Gebäude, ohne allen äuſsern Prunk, ganz in dem einfachen anspruchlosen Geschmacke der alten Bataver. Während der nassen Jahreszeit, wird die Stadt oft von den Regenbächen überschwemmt, welche vom Tafelberge herabstürzen. Man hat daher in den Hauptstraſsen Kanäle angelegt, aus welchen das Wasser in den Festungsgraben, und von da in die See, fließt.

Die Tafelbai und die Falschebai, sind vermittelst einer Erdzunge von einander abgesondert, welcher man es offenbar ansieht, daß sie noch vor wenigen Jahrhunderten von der See bedeckt war; denn sie bildet eine Fläche, die aus feinem mit Muschelschaalen vermischten Sande besteht, und nicht viel höher liegt, als die Meeresfläche. *) Der Südostwind, welcher hier sehr ungestüm

*) M. s. die Beschreibung bei Percival (Bibl. d. R. XVIII. B.) und Barrow's Charte (im XVII. B. derſ.)

D. H.

wehet, hat diesen Sand hie und da zu Bergen aufgethürmt, die an einigen Stellen ganz kahl, an anderen aber mit Blumengesträuch und allerlei Arten von Haidekraut bewachsen sind, so daß die lockere Sandmasse zusammenhält. Der Zwischenraum von einer Bai zur andern, beträgt zu Lande vier und zwanzig Meilen. Der Weg von Simon'sstadt bis nach Mäuseberg (einem kleinen Posten, welcher nur etwa sechs Meilen von dort entfernt ist) läuft am Strande hin, der hie und da so flach ist, daß er von den Meereswellen bespült wird; an anderen Stellen windet er sich um steile Anhöhen herum, und geht unter ungeheuern Felsenmassen weg, die, dem Ansehen nach, nur der leisesten Berührung bedürfen, um jeden Augenblick herabzustürzen. Die Seitenwände dieser Anhöhen, sind mit Staudengewächsen und Kräutern bedeckt, die im Frühjahre mit Blüten von allerlei Farben prangen; auch giebt es hier eine Menge Hirsche und anderes Wild. Hinter den herabhängenden Felsenstücken halten ganze Heerden Affen sich auf, welche diese lockern Massen nicht selten auf die Vorbeireisenden herabwälzen. Auch fehlt es hier nicht an Wölfen, welche von da herabkommen, und die Ochsen, oder Ziegen, welche sich von der Heerde verirrt haben, fortschleppen. In den Schluchten rieseln einige kärgliche und trübe Wässerchen herab, denen man es ansieht, daß sie stark mit Eisentheilchen geschwängert sind, und von welchen nicht ein einziges so stark ist, daß es den Namen eines Baches verdiente. Zu Mäuseberg führt der Weg durch eine Salzlache, die ungefähr eine halbe Meile breit, aber zu allen Jahres-

zeiten so seicht ist, daß man ohne Gefahr hindurch kann. Etwa acht Meilen von der Kapstadt, kömmt man über einen zwar flachen, aber aus schwerem Sande bestehenden Boden, wo man den Weg nur an den Fahrgleisen erkennet, welche die Wagen hinterlassen haben. Zu beiden Seiten dieses Sandstrichs, wachsen unzählige Kräuter und Gesträuche, deren Balsamdufte die Luft durchwürzen. Der übrige Theil des Weges nach der Kapstadt, besteht aus Eisenstein, welcher hier häufig zu finden ist, und wird im besten Zustande erhalten. Rechts und links erblickt man sehr niedlich gebaute Landhäuser, deren Einfassung von außen mit sehr hohen Eichen, und von innen mit einzelnen Gruppen von Fichten besetzt ist, so, daß das Ganze einer im Englischen Geschmacke angelegten Landschaft nicht unähnlich sieht. Unweit der Kapstadt geht der Weg über einen Sandhügel an der linken Seite des Tafelberges, und von da führt er rechter Hand in ein fruchtbares Thal hinab, in welchem hie und da einzelne den Pachtern zugehörige Häuser und Windmühlen liegen. Die Seitenwände der benachbarten Hügel sind fleckweise mit Silberbäumen besetzt, deren glänzendes Laub gegen die braune Farbe des Haidekrauts und die kahlen unfruchtbaren Felsen sehr absticht.

Simon'sstadt*) liegt an einer kleinen Bai, die eben so genannt wird, und enthält ungefähr hundert und fünfzig gut gebaute Häuser. Die Einwohner näh-

*) M. s. die Schilderungen die Percival und Barrow davon geben. D. H.

ren sich größtentheils davon, daß sie die Schiffe, welche sich hier, in den Monaten, wo sie in der Tafelbai nicht genugsam gesichert sind, vor Anker legen, mit frischen Lebensmitteln versorgen. Am östlichen Ende der Stadt haben die Engländer ein kleines Blockhaus, nebst einer Batterie en barbette, errichtet. Der Posten Mäuseberg ist ebenfalls mit einer kleinen Batterie versehen, und längs dem Strande hat man an jedem zugänglichen Orte einige Kanonen aufgepflanzt. Auf dem Wege nach Mäuseberg sind einige Pässe, die mit weniger Mannschaft gegen eine weit größere Anzahl feindlicher Truppen vertheidigt werden könnten. In Simon'sstadt liegt ein dreihundert Mann starkes Detaschement, welches Befehl hat, im Fall einer feindlichen Landung sich sogleich nach der Kapstadt zurückzuziehen, wo die Besatzung dreitausend Mann stark ist. Letztere besteht aus Schweizern und dem Regimente Waldeck, welches zur Zeit des Amerikanischen Krieges in Englischem Solde stand.

In dem kurzen Zeitraume, während welchem die Engländer Meister vom Kap waren, waren die Preise aller Arten von Konsumptibilien um zweihundert Procent gestiegen. Das Holländische Gouvernement läßt es sich aber sehr angelegen seyn, sie wieder auf den vorigen Fuß zu setzen, und kargt überhaupt bei allen Gelegenheiten, um seine Ausgaben auf Kosten der Kolonie zu bestreiten. Diese und andere dergleichen Maaßregeln sind in der That nichts weniger, als populär, und haben bereits mehr als hundert, theils wirkliche, theils vorgebliche Bankerotte verursacht. Daher die sichtbare Vorliebe für

die Engländer. Wenn diese je wieder das Kap in Besitz nehmen sollten, so würden sie selbst von ihren ehemaligen Todfeinden mit offenen Armen empfangen werden.

Die Holländer sowohl, als die Engländer, welche viel baares Geld haben, das nicht ganz sicher unterzubringen ist, sind ängstlich dafür besorgt, es nach England zu spielen. Im Wechselkurs werden daher dreißig bis fünf und dreißig Procent Prämie bezahlt; jedoch nur in Papiergelde, welches sich von sechs Pence bis auf hundert Reichsthaler *) erstreckt. Die Engländer brachten zwar eine Quantität Kupfermünze in Umlauf; als sie aber sahen, daß es nicht wohl möglich sey, den innern Werth derselben nach dem Kolonialkurs zu reguliren, ohne entweder im Handel und Wandel Verwirrung zu verursachen, oder die Einbringer (importers) in Verlust zu sezzen, so beschloß man, den Nominalwerth dieser Münzsorten zu verdoppeln. Durch diese Veranstaltung gewann das Gouvernement sechzig Procent, und zugleich würden sich Privatleute strafällig gemacht haben, wenn sie dergleichen Kupfergeld ins Land gebracht hätten.

In der Simonsbai wird das Wasser durch Röhren in die Schiffe geleitet, und zwar an einem Landungsplatze, wo die Boote fast zu allen Zeiten ohne Gefahr anlegen können. Brennholz ist hier außerordentlich selten, und dieses rührt davon her, daß die heißen Südostwinde das Wachsthum des Holzes hindern, so, daß in dem da-

*) Dies schrieb der Verfasser im August 1803.

sigen Boden nur der Silberbaum und die Zwergeiche ihr Fortkommen finden. Das Fuhrwerk, welches zwischen beiden Städten hin und her gehet, besteht aus Wagen, die mit vierzehn bis sechszehn Pferden bespannt sind, wofür fünf und dreißig Reichsthaler Miethlohn bezahlt werden. Die Pferde sind zwar klein, aber muthig, und können viele Strapazen ertragen. Zuweilen spannt man vor die Frachtwagen auch Ochsen.

In ihren jüngern Jahren haben die Frauensperſonen auf dem Kap oftmals ein ganz hübsches Ansehen; bei reiferm Alter werden sie aber außerordentlich dick und unförmlich, es sey nun, daß sie sich zu wenig Bewegung machen, oder zum Fettwerden eine ganz besondere Anlage haben. Sie kleiden sich nach Art der Engländerinnen.

Wenn man die Meinungen und Gebräuche verschiedener Völkerschaften mit einander vergleicht, so begeht man nicht selten die Ungerechtigkeit, daß man den Launen des menschlichen Gemüths Dinge zuschreibt, die bloß von Ursachen herrühren, welche der Mensch nicht in seiner Gewalt hat. So macht z. B. die Reinlichkeit und Industrie der Holländer einen sehr auffallenden Kontrast mit der Unsauberkeit und Faulheit der Portugiesen; aber im Grunde betrachtet, ist diese Verschiedenheit eben nicht größer, als die des Klimas in Holland und Portugal. In Ansehung ihrer religiösen Gesinnungen sind diese beiden Völkerschaften vielleicht eben so sehr verschieden, als in ihren äußeren Gebräuchen, und am Ende rührt doch

wohl auch dies von der nämlichen Ursache her. Man betrachte Rio de Janeiro von welcher Seite man will, so fallen einem überall eine Menge Kirchthürmer in die Augen; auf den Straßen wimmelt es von Pfaffen jeder Art und Tracht; die Luft erschallt unaufhörlich vom Geläute der Klosterglocken, und wenn der Abend herannaht, vernimmt man den harmonischen Gesang der Vesper, deren langsam feierliche Melodie selbst den leichtsinnigsten Spötter rührt. Auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung hingegen, begnügen sich die Einwohner mit zwei Kirchen, und zwei Predigern; und zu Simon's stadt wird weder Sonntag noch Festtag gefeiert; denn alles Dichten und Trachten, ist hier bloß darauf gerichtet, Geld zu verdienen. Geld ist die Gottheit, welche der Holländer verehrt; und dieser zu Liebe opfert er seine Religion, seine Frau und Kinder, seine besten Freunde, kurz Alles auf.

Die Sklaven auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, sind entweder Neger von Mosambique, oder Malaien, die von der gegen Osten liegenden Inselgruppe, hieher gebracht werden, und man muß ihren Herren nachrühmen, daß sie dieselben weit menschlicher behandeln, als solches in anderen Kolonien gebräuchlich ist. Aus Furcht vor der Strafe flüchten die Sklaven oftmals auf den Tafelberg, wo sie alsdann der Polizei überaus viel zu schaffen machen.

Als wir hinlänglich für die Gesundheit unserer Mannschaft gesorgt, täglich frisches Fleisch und Brod

unter sie vertheilt, und zum Behufe der neu anzulegenden Niederlassung fünf Kühe, einen Stier, und zwölf Schafe, an Bord genommen hatten, giengen wir den fünf und zwanzigsten desselben Monats mit einem frischen Nordwestwinde wieder in See. Da wir uns mit der Hoffnung schmeichelten, diesen Wind zu behalten, und mit Beihülfe desselben in kurzer Zeit an die Küste von Neuholland zu gelangen, so steuerten wir südwärts, um die Gegend zu gewinnen, wo er, unserer Voraussezzung zufolge, am stärksten wehte. In diesen südlichen Gewässern waren wir beständig von Wallfischen umgeben, so, daß wir uns oft in der Nothwendigkeit befanden, unsern Lauf zu ändern, um nicht auf sie zu stoßen. Oft kommen sie in die Baien am Kap, schäkern auf der Oberfläche des Meeres, und werden mittlerweile von Wind und Wellen so nahe an den Strand getrieben, daß sie nicht wieder zurück können, sondern ihr Leben einbüssen. Gewisse von der Regierung hiezu privilegirte Leute, schneiden ihnen alsdann den Speck ab, und sieden Oel daraus. Ganze Schaaren von Albatrossen, und verschiedene Gattungen Peterellen, ziehen den Wallfischen nach, und nähren sich von den öelichten Substanzen, welche sie ausschwitzen.

Kaum hatten wir uns vom Lande entfernt, als uns der günstige Wind verließ und sich gegen Osten umsetzte, aus welcher Gegend er nunmehro eilf Tage lang immer gleichen Strich hielt. Indessen sahen wir uns mit Beihülfe starker östlicher Strömungen *) in Stand gesetzt,

*) Die Gelehrten haben sich zwar sehr angelegen seyn lassen,

die Distanz, in welcher wir uns vom Lande entfernt hielten, beizubehalten. Die anhaltend kalte und feuchte

die Ursachen zu erklären, woher die Strömungen in der See entstehen; noch immer fehlt es aber an einer allgemeinen Theorie, die unter allen und jeden Umständen anwendbar wäre. Ich sollte doch meinen, es ließe sich annehmen, daß die Strömungen in der See von eben den Ursachen abhängen, wie die Strömungen in der Luft; daß Wärme und Kälte eben so gut auf jene, wie auf diese wirken, und daß hiebei der Einfluß der Himmelskörper ebenfalls in Betracht kömmt. Um so mehr ist es daher zu bedauern, daß die Seefahrer noch nie auf den Einfall gerathen sind, die jedesmalige Richtung und Verschiedenheit der Strömungen, mit dem Umlaufe und Standpunkte der Sonne und der Planeten zu vergleichen. Obrist Capper sagt: „Die Strömungen im „nördlichen Indischen Weltmeer, im Meerbusen von Sindi, und „in der Bai von Bengalen, halten fast immer einerlei Strich „mit dem Winde. Die Ursache dieses Zusammenhangs zwischen „Wind und Wasser, fällt von selbst in die Augen. In der Zwi„schenzeit, welche vom Frühlings-Aequinoctium bis zum „Herbst-Aequinoctium verstreicht, das ist, zu derselben Zeit, „wo der südöstliche Passatwind wehet, wird nämlich die „untere Luft, so wie die See in der südlichen Hemisphäre, „in Bewegung gesetzt, um die Leere wieder auszufüllen, „welche in der nördlichen Hemisphäre durch die Verdünnung „der Luft und das Verdünsten der Gewässer entsteht; denn „jene, wie dieses ist alsdann unweit dem Lande weit stär„ker, als sonst. Da hingegen zwischen dem Herbst- und „Frühlings-Aequinoctium, wo die Sonne aus dem Wende„kreis des Steinbocks zurückkehrt, die Atmosphäre der süd„lichen Halbkugel mehr als gewöhnlich verdünnet wird, „folglich dies ebenfalls auf Wind und Wasser wirkt, so be„wegen sie sich in entgegengesetzter Richtung von Nordosten

Witterung, welche jetzt eintrat, machte es nunmehro zur dringenden Nothwendigkeit, solche Veranstaltungen zu treffen, die darauf abzweckten, die Gefangenen bei guter Gesundheit zu erhalten; und zwar um so mehr, da es Leute darunter gab, die bei dem zeitherigen warmen Wetter auf die Ausbesserung ihrer Kleidungsstücke so wenig Bedacht genommen hatten, daß sie beinahe ganz nackend giengen. Wir setzten daher unsere Schneider in Arbeit, und ließen eine Menge Jacken und Pantalons verfertigen, welche unter die Gefangenen, die deren am meisten bedurften, vertheilt wurden. Es hatten sich zeither einige Spuren von Ruhrkrankheiten unter ihnen geäußert; allein durch die unermüdete Sorgfalt unsers Schiffschirurgus, und die äußerste Reinlichkeit, sowohl in den Gefängnissen als im Anzuge der Arrestanten, brachten wir es dahin, daß an der eben erwähnten Krank-

„gegen Südwesten. Diese Hypothese wird unter andern „auch dadurch bestätigt, daß die Gewalt der Strömungen „in eben dem Verhältniß zunimmt, wie die Stärke des „Windes, und daß sowohl die Winde als die Strömungen „zur Zeit des Aequinoctiums immer schwächer werden." Die Strömungen, deren Lauf zwischen dem Frühlings- und Herbst-Aequinoctium nordwärts nach dem Indischen Weltmeere gerichtet ist, werden vielleicht dadurch verstärkt, daß alsdann die Eismassen am Südpol schmelzen; denn dies ist gerade der Zeitpunkt der Sonnenwende, im südlichen Welttheile. Wahrscheinlich wirkt dies Naturereigniß so lange, obgleich immer schwächer, bis die Sonne auf ihrer Rückkehr nach der südlichen Hemisphäre den Aequator erreicht. Mehrern Aufschluß hierüber findet der Leser in Les Etudes de la Nature par Saint-Pierre.

heit nur ein einziger Mann ſtarb. Deſto nachtheiliger wirkte hingegen die kalte und rauhe Witterung auf das für unſere Koloniſten beſtimmte Vieh; denn nicht lange nachher, als wir das Kap verlaſſen hatten, krepirten drei Kühe.

Wir hatten uns zwar vorgenommen, bei der St. Pauls-Inſel zu verweilen und hier unſere Chronometer *) zu berichtigen, die, nach unſerer Berechnung

*) Die Chronometer, welche wir am Bord hatten, waren von Herrn Mudge verfertigt, und mit Numer 8 und Numer 12 bezeichnet. Bis zu den Inſeln des Triſtan d'Acunha, nahmen wir in dem Gange derſelben nicht die mindeſte Veränderung wahr; aber auf unſerer Fahrt von da nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung, bemerkten wir einen Irrthum von einem halben Grad der Länge, folglich einen Verluſt von zwei Minuten an Zeit. Den neun und zwanzigſten Auguſt, blieb Numer 8 ohne alle Veranlaſſung ſtehen; ſetzte aber des andern Tages ihren Gang wieder fort. Dies machte, daß wir uns nicht länger auf die Richtigkeit dieſes Inſtruments verlaſſen konnten. Zu Port-Philipp und Port-Jackſon, berichtigten wir unſere Chronometer abermals nach den täglichen Beobachtungen, und beide ſtimmten mit einander überein. Wenige Tage vor unſerer Abreiſe von Port-Jackſon, blieb jedoch No. 8 abermals ſtehen. Numer 12 ſtimmt zwar völlig mit der Entdeckung des Kap Horn überein, als wir aber zu Rio Janeiro anlangten, bemerkten wir einen Irrthum von fünf und ſiebenzig Meilen der Länge weſtlich. Da dieſes von Port-Jackſon bis nach Rio, einen Verluſt von fünf Minuten an Zeit ausmachte, ſo konnten wir uns auf die angezeigte Länge von Kap Horn nicht verlaſſen.

um nicht weniger als sechs Grade zu früh giengen; da uns aber die Nacht überfiel und wir mit einem frischen günstigen Winde segelten, so fuhren wir in der Dunkelheit an derselben vorbei. Daß wir aber nicht weit mehr davon gewesen waren, das zeigten des andern Morgens die großen Stücken Klippmoos, dessen außerordentlich breite Blätter beinahe so aussahen, wie die des Aegyptischen Feigenbaums (Sycomore).*)

*) Da man, wie es seit Cook's Reisen schon oftmals geschehen ist, die Inseln St. Paul und Amsterdam, dem Namen nach, mit einander verwechselt, und in Ansehung ihrer beiderseitigen Lage keine volle Gewißheit hat, so läßt sich leicht denken, daß dem Seefahrer eben nicht gar wohl zu Muthe seyn müsse, wenn er in einer stürmischen Nacht bei diesen Inseln vorüber schifft. Ein Holländischer Schiffskapitän, mit welchem ich hierüber auf dem Kap sprach, versicherte mich, daß sie nur zwölf Meilen gegen Norden und Süden auseinander lägen. (Er mochte wohl, wie ich nicht anders vermuthen kann, hierunter Holländische Meilen verstehen, die eben nicht größer sind, wie die Englischen.)

Nach einer Angabe in Malhams Schiffszeitung (Naval Gazette) von 1801 soll die St. Pauls Insel in der Breite von 37° 56′ und in der Länge von 77° 22′, Amsterdam aber in 36° 40′; 75° 15′ liegen. Wenn dies mit andern Berechnungen übereinstimmen soll, so muß man annehmen, daß die Breite durch einen Druckfehler um zwei Grade zu gering angegeben ist, so daß es eigentlich heißen müßte 38° 40′; welches einen Unterschied von 44′ ausmacht.

Herr Bowdich, der überhaupt die Längen und Breiten am richtigsten bestimmt, nimmt das Mittel zwischen Kapitän Blighs und Stauntons Beobachtungen an. Dem zu-

Von der St. Pauls-Insel bis an die Küste von Neuholland blieb der Wind fast immer zwischen Nord- und Südwesten, so daß wir uns während unserer Fahrt bloß auf die Parallelkreise von 38° und 39° einschränken mußten. Wenn der Wind aus Norden wehte, war die See allemal ziemlich ruhig, so bald sich aber der Südwind erhob, so schwoll sie, auch wenn er eben nicht gar stark gieng, außerordentlich auf, welches uns von der ungeheuern Länge der dasigen Gewässer überzeugte, und zum Beweis diente, daß die Witterung in den höheren südlichen Breiten überhaupt sehr stürmisch seyn müsse. Nach diesen Umständen zu urtheilen, sollte man nicht glauben, daß ein südlicher Kontinent existire, wenn Kapitän Cook nicht vermittelst seiner Reisen das Gegentheil dargethan hätte.

folge versetzt er diese Inseln unter einerlei Länge, nämlich 77° 11′. Was aber die Breite betrifft, so bestimmt er die der St. Pauls-Insel zu 37° 52′ und die von Amsterdam zu 38° 42′. Differenz 50′.

Herr Maskeline sagt in seinen Hülfstafeln die St. Pauls-Insel (und unter dieser Benennung versteht er, allem Vermuthen nach, die Insel Amsterdam) liege in der Breite von 38° 44′ und in der Länge von 77° 18′.

Hamilton Moor verlegt die St. Pauls-Insel in die Breite von 37° 31′ und in die Länge von 77° 56′, Amsterdam aber in 38° 15′ und 78° 00′. Aus diesem allen erhellet, daß die nördlichste dieser Inseln in 37° 55′ und die südlichste in 38° 40′ der Breite liegt.

Schon in der Breite von 125° östlich nahmen die Seevögel, welche zeither in Menge auf den Wellen herumflatterten, nach und nach ab, und in 137° ließ sich fast gar keiner mehr sehen. Da jetzt in der südlichen Hemisphäre der Frühling begann, so blieben sie vermuthlich auf den Felsen, um Eier zu legen und sie auszubrüten.

Sonnabends den 10ten Oktober entdeckten wir endlich die Kings-Insel*) am Eingange von Bass's Straße, nach welcher wir uns an den beiden vorhergehenden Tagen überall umgesehen hatten. Da der Wind aus Nordosten wehte, so mußten wir uns drei Meilen von der Insel entfernt halten; so viel wir aber durch den Nebel wahrnehmen konten, schien sie ziemlich hoch und eben zu seyn. Auch erblickten wir beinahe mitten auf derselben drei Sandhügel. Genauer konnten wir dieselbe noch zur Zeit nicht betrachten; denn da die Heftigkeit des Windes mehr und mehr zunahm und der Himmel sich zusehends trübte, so mußten wir uns darauf gefaßt machen, einen Sturm auszuhalten. Ein großes Glück war es, daß wir uns in Zeiten von der Insel entfernt hatten und in die offene See gegangen waren; denn während der Nacht verwandelte sich der Wind in einen vollkommenen Orkan, welcher aus der Gegend zwischen Nordwesten und Südwesten stürmte. Auf diese unruhige und gefahrvolle Nacht folgte jedoch ein heiterer ungemein

*) Sie wurde deswegen sogenannt, weil der erste Gouverneur von Neu-Süd-Wallis King hieß.

schöner Morgen, der uns die südliche Küste von Neu-Süd-Wallis deutlich wahrnehmen ließ. Da wir mit der Ansicht des Landes noch gar nicht bekannt waren, so befanden wir uns in einiger Verlegenheit, und giengen, um uns der Küste zu nähern, äußerst behutsam zu Werke. Endlich erblickten wir zwar den Landbruch, welcher die Einfahrt von Port-Philipp bildet, da wir aber quer vor derselben eine Brandung bemerkten,*) so zweifelten wir anfänglich, ob es wirklich dieselbe sey. Als aber der wachthabende Matrose vom Mastkorbe herabrief, daß er daselbst ein Schiff vor Anker liegen sähe, und wir dasselbe für den Ocean erkannten, so hörten nun alle Bedenklichkeiten auf, und wir liefen ohne weitern Anstand in den Haven ein. Die Fluth und ein günstiger Wind führten uns schnell hindurch. Nach Verlauf von wenigen Minuten erblickten wir eine ganz andere Scene, als jene, die wir erst unlängst vor Augen gehabt hatten. Wir sahen nämlich eine außerordentlich große Wasserfläche vor uns, die hier und da nur vom Horizonte begränzt wurde und dennoch überall so glatt wie ein Spiegel war. Die näher gelegenen Ufer, an welchen wir in der Entfernung von einer Meile vorüber fuhren, ließen uns Gegenden wahrnehmen, die zum Entzük-

*) Dies rührte, wie wir nachher gewahr wurden, davon her, daß die See zur Zeit der Ebbe sehr schnell zurücktrat, und ihr der Wind entgegen wirkte. So oft dies der Fall war, brachen sich die Wellen so gewaltsam an einander, daß sie unfehlbar jedes offene Fahrzeug zertrümmert haben würden, wenn es auch noch so dauerhaft gebaut gewesen wäre.

ken schön waren und uns an das erste jugendliche Zeitalter der Welt erinnerten. Kurz Alles, bis auf den kleinsten Umstand, trug vereint dazu bei, unser Gemüth aufzuheitern und in unsern Herzen Empfindungen zu erregen, die sich in Dankgebeten gegen den Allmächtigen ergossen, der uns so glücklich über die Fluthen des unermeßlichen Weltmeeres hinweggeleitet und an den Ort unserer Bestimmung gebracht hatte.

Fünftes Kapitel.

Erzählung dessen, was zu Port-Philipp während der Zeit vorfiel, als das Schiff Kalkutta daselbst vor Anker lag. — Besichtigung des Havens. — Einwohner. — Kommunikation mit Port-Jackson. — Die Kolonie wird verlegt. — Untersuchung von Western-Port.

In der nächstfolgenden Woche nach unserer Ankunft zu Port-Philipp, sahen wir uns nach einem schicklichen Platze für unsere neu anzulegende Kolonie um. Da wir hierbei hauptsächlich Bedacht darauf nehmen mußten, das Ein- und Ausschiffen zu erleichtern, so untersuchten wir vor allen Dingen die Mündung des Havens. Hier mußten wir zu unserm größten Leidwesen wahrnehmen, daß es überall an Wasser fehlte; auch war der Boden so sandig und locker, daß daselbst schlechterdings nichts gedeihen konnte. Da wir nun aber durchaus nicht umhin konnten, unsere Leute ans Land zu setzen, so

wählten wir zu diesem Behufe eine kleine Bucht, die ungefähr acht Meilen von der Mündung des Havens entfernt seyn mochte. Hier schlugen wir unser Lager auf, gruben Fässer in die Erde und verschafften uns auf diese Art trinkbares Wasser, das von ziemlich guter Beschaffenheit war. Den sechzehnten Oktober wurden die Gefangenen nebst den Seesoldaten ans Land gesetzt und gleich nachher löschten beide Schiffe ihre Ladungen.

Gleich in den ersten Tagen nach unserer Ankunft und ehe noch Alles ausgeschifft wurde, hatte Kapitän Woodriff, Obrist Collins und der Premierlieutenant vom Kalkutta verschiedene Zusammenkünfte mit den Eingebornen, welche sich unbewaffnet bei den Booten einfanden und nicht das geringste Kennzeichen von Furcht äußerten. Man beschenkte sie mit einigen Decken, Schiffszwieback u. dergl., worauf sie friedlich und vergnügt wieder abzogen. Nur ein einziger hatte sich gegen uns vergangen. Er fand nämlich, an unserer ins Boot geschafften Wäschstreiche ein so außerordentliches Wohlgefallen, daß er sie ohne weitere Umstände ergriff und in das Gebüsch warf. Um sowohl ihm als seinen Landsleuten die Unschicklichkeit dieses Betragens einleuchtend zu machen, nahmen wir ihnen die geschenkten Decken wieder ab, und gaben ihnen zu verstehen, daß sie dieselben nicht eher zurückerhalten würden, bis sie den entwendeten Tisch wieder herbeigeschafft hätten. Dies geschah denn auch endlich, wiewohl nach langem Zaudern und mit sichtbarem Widerwillen.

Wiewohl sich nun an der Mündung des Havens

kein schicklicher Ort zeigte, wo unsere Kolonisten sich etabliren konnten, so mußten wir doch natürlicher Weise erwarten, in dem Umfange des Havens (dessen äußerste Enden sich unter dem Horizonte verloren) einen oder den andern hierzu tauglichen Platz ausmitteln zu können. Um diesen so wichtigen Punkt zu berichtigen, wurde der erste Schiffslieutenant vom Kalkutta nebst zwei Booten detaschirt und ihm der Auftrag ertheilt, den gedachten Haven so genau zu besichtigen, als solches wegen Kürze der Zeit geschehen konnte. Aus seinem über diese Besichtigung an Kapitän Woodriff erstatteten Berichte ist Folgendes entlehnt.

Port-Philipp liegt im Hintergrunde einer tiefen Bai (bight), zwischen dem Vorgebirge Albany-Otway, und der Landspitze Schank (Point Schank). Wenn man aus Westen kömmt, so ist der dasige Haven an einer einzelnen kühn hervorstehenden Felsenspitze kennbar, auf welcher nicht ein einziger Baum wächst, da hingegen das tiefer liegende Land dick mit Holz bewachsen ist. Sie liegt ungefähr vier Meilen westwärts der Einfahrt, und wir nannten dieselbe, der Aehnlichkeit wegen, Wallfischkopf (Whale-head). Da der Wind meistens aus Westen wehet, so kostet es zwar den Seeleuten keine sonderliche Mühe, zu Port-Philipp einzulaufen; desto schwerer ist es aber, von da wieder herauszukommen. Denn da sich die Landspitze gegen Südosten, und das Vorgebirge Otway gegen Südwesten zieht, so ist leicht zu erachten, daß die Schiffe eben so wenig an diesem, als an jener, mit dem Südwinde vorbeifahren

können. Hierzu kömmt noch, daß zwischen Port-Philipp und Western-Port die See immer in großen Wogen an die Küste schlägt, so daß es oftmals (besonders wenn der Wind nicht gar stark geht) unendlich viel Mühe kostet, das Gestade zu vermeiden; ein Umstand, der desto gefährlicher ist, da solches hier durchgehends aus Felsen besteht, und folglich jedes Schiff, welches das Unglück hätte, an die Küste geworfen zu werden, unfehlbar zerschmettert würde.

Das Land, welches zunächst an den Haven gränzt, hat ein malerisch schönes Ansehen. Es erhebt sich in sanften Abstufungen, die mit dem schönsten Grün prangen; hie und da stehen einzelne Baumgruppen, die so schön angebracht sind, als wenn sie durch Kunst hierher verpflanzt wären; der Boden ist mit unzähligen Blumen von allen möglichen Gattungen und Farben geschmückt; kurz, nach dem äußern Anscheine zu urtheilen, konnten wir uns nichts anderes vorstellen, als daß hier Alles im Ueberflusse wachsen und gedeihen werde.

Der Boden bestand aber durchgehends (nur wenige Stellen ausgenommen, wo wir mit Mergel vermischte Gartenerde vorfanden) aus Sand, und seine scheinbare Schwärze rührte bloß davon her, daß er mit Asche von verbranntem Grase bedeckt war, welches die Eingebornen ihrer Gewohnheit nach angezündet hatten. Der Sand hatte sich bald mehr bald weniger angehäuft, und an einigen Stellen schien der Boden nahrhaft genug, um Pflanzen, vielleicht auch Mais, hervorzubringen. Uebri-

gens läßt sich mit Wahrheit versichern, daß (mit Ausnahme einiger Acres ganz vorn am Haven) innerhalb fünf Meilen von der See, kein Fleckchen zu finden ist, wo Waizen oder irgend eine andere Getraideart, gedeihen würde, zu deren Fortkommen viele Feuchtigkeit oder ein fruchtbarer Boden erforderlich ist. Auf einigen der größten Anhöhen findet man eine Art dürren Seesand, welcher nichts weiter aufkommen läßt, als Haide- und Farrnkraut. Die Grundlage der umliegenden Hügel besteht aus gemeinem Granit, welchen man hier in allen Arten der Gestaltung antrifft, in kleinen kaum an einander klebenden Körnern, die man mit den Fingern zerreiben kann, bis zum festen felsenharten Gestein, welches dem Meißel trotzt.

Der gänzliche Mangel an Quellwasser gereicht den Gegenden, die nicht weit vom Haven liegen, hauptsächlich zum Nachtheil. In den schmalen Thälern zwischen den Anhöhen bemerkt man zwar Spuren von kleinen Wasserbächen; aber bei der jetzigen Jahreszeit (im Monat Oktober) waren sie ganz ausgetrocknet. Unweit dem Haven giebt es ebenfalls hie und da Lachen, welche trinkbares Wasser enthalten; dies entspringt aber aus Moräſten, und ist, da es keinen Abfluß hat, mit allerlei darin verfaulten Vegetabilien imprägnirt.

Auf der östlichen Seite des Havens, acht und zwanzig Meilen von der Einfahrt, ergießt sich ein Strom süßen Wassers in den Haven. Dieser Strom nimmt seinen Lauf durch einen großen Sumpf, und ist vermuth-

lich ein Arm von einem andern großen Strome, auf der nördlichen Seite des Havens, den wir aber aus Mangel an Zeit, und des schlechten Wetters wegen nicht aufsuchen konnten. Auf dem Flußbette dieses Stromes wächst die mica foliacea sehr häufig, welche unsere Matrosen von weitem für Goldstaub ansahen, so daß sie bereits glaubten ein zweites Eldorado entdeckt zu haben.

Auf der westlichen Seite des Havens ist ein See, der zwar einen sehr großen Umfang hat, aber so seicht ist, daß er sogar zur Zeit der Fluth nicht einmal von kleinen Booten befahren werden kann. Nebstdem trifft man auch noch hie und da Salzseen an, welche gemeiniglich vom Strande eingefaßt sind, und worauf es eine Menge Enten, Kriechenten und Schwäne giebt.

Am Strande wächst in einem Umkreise von fünf Meilen fast kein anderes hochstämmiges Holz als die weibliche Eiche,*) welche aber nur zu Tischlerarbeiten anwendbar ist. Die Bäume stehen ganz frei, und nirgends bemerkt man Gestripp, als an sumpfigen Orten, die jederzeit mit undurchdringlichem Strauchholze bedeckt sind. Andere Gattungen von Bauholz, sind in dem gedachten Umkreise sehr selten; doch findet man hie und da folgende: den blauen Gummibaum (blue-gum), Faser-

*) Engl. *She-Oak* Lat. Quercus foeminea, in Teutschland Stiel-Eiche, Sommereiche — eine Abart von Quercus robur. D. H.

rinde*), Geißblatt, Buchsbaum, und eine Art Fichten. Die drei ersteren werden groß und stark, und würden, wenn sie gesundes Holz haben, wahrscheinlich zum Schiffsbau gut zu gebrauchen seyn. Da der Boden sehr leicht und noch überdies nicht tief gnug ist, so treiben die Bäume ihre Wurzeln in horizontaler Richtung, und die Folge davon ist, daß deren eine Menge umgeworfen werden, wenn und so oft ein Sturm entsteht.

Was die Küchenkräuter betrifft, so fanden hier unsere Leute eine Menge wilden Sellerie, wilde Pastinaken, Löffelkraut, Meerfenchel und mehrere andere Gattungen, welche sie kochten und aßen. **) Von Obst gab es hier aber weiter nichts, als Eicheln von der weiblichen Ei-

*) Stringy-bark.

**) Im Oktober, November und December 1803, fanden wir zu Port-Philipp folgende Pflanzen: Bachbungen. — Das kleinere Schellkraut. — Immergrün in verschiedenen Spielarten. — Indigo. Indigo fera latissima Linnaei. — Flachs. — Disteln; verschiedene Gattungen. — Löwenzahn. — Teufelsabbiß. — Wegbreite. — Klee; verschiedene Gattungen. — Katzenmünze. — Römischer Lavendel, Spieke; eine Spielart, die weiße Blumen trug. — Geranium verschiedene Gattungen. — Haidekraut, verschiedene ungemein schöne Gattungen und Spielarten. — Zaunwinde. — Wilde Petersilie. — Wicken, verschiedene Gattungen. — Meerfenchel. — Kängurugras. — Zittergras, unter andern verschiedene Gattungen, die man auch in England antrifft. — Gänseblumen, Maßliebe. — Schwarzes Tausendgüldenkraut. — Schafgarbe. — Nesseln. — Wilde Pastinaken. — Wilder Selleri. — Wilde Himbeeren. — Ranunkeln. — Farrnkraut, verschiedene Spielarten.

che, *) die, so lange sie grün sind, einen angenehmen säuerlichen Geschmack haben und außer diesen noch eine Art kleiner Beeren, welche die Kolonisten Port-Jacksons-Kirschen nannten.

Das größte Thier, welches man bis jetzt in Neu-Holland entdeckt hat, ist der Känguru. Es wiegt fünfzig bis hundert und fünfzig Pfund, und hält sich in beträchtlicher Anzahl in der Nähe von Port-Philipp auf. Der allhier einheimische Hund, das Beutelthier, (opossum), das fliegende Eichhorn und die Feldratte (Kängururatze?) machen das ganze Verzeichniß der Thierarten aus, die uns hier zu Gesichte kamen.

Auf den dasigen Seen giebt es eine Menge Wasservögel; als: schwarze Schwäne, Enten, Kriechenten, schwarze und bunte Meerraben, Pelikane, Seemöven, Rothschnäbel (eine Art Strandvögel), Reiher, Schnepfen, und Sandlerchen. Die Landvögel sind: Adler, Krähen, Raben, Wachteln, Tauben mit kupferfarbigen Flügeln, und allerlei schöne Spielarten von Papageien, besonders der große schwarze Kakadu. Der Neuholländische Kasuar (emue) ist hier ebenfalls einheimisch; denn wir fanden Eier, die er gelegt hatte. Von Schlangen sahen wir dreierlei Arten, und alle drei schienen giftig zu seyn. Die verschiedenen Gattungen der Insekten waren nicht zu zählen; unter andern gab es darunter hundert und fünfzigerlei schöne Motten; mehrere Würmer, das soge-

*) The cone of the she-oak.

nannte lebende Stroh (animated straw) u. s. w. Die Moräste erzeugen Myriaden Muskitos, die außerordentlich groß sind Auch schwärmt hier die gemeine Fliege in ungeheurer Menge, und ihr Stich verursacht die nämlichen mit Entzündung verbundenen Schmerzen, wie der Stich der Muskitos. An Wespen fehlt es hier auch nicht; aber Bienen sahen wir nirgends.

Fische sind hier so selten, daß man schlechterdings nicht darauf rechnen darf, sie zur Zeit des Mangels einem andern Nahrungsmittel zu substituiren. Was wir fiengen waren meistens Rochen, Barben und andere kleine Fische. Ueberhaupt mußten unsere Leute oft den ganzen Tag mit dem Schlagnetze fischen, ehe sie ein derbes Gericht Fische zusammenbrachten. Dies rührt vermuthlich von den vielen Haifischen her, welche sich in dem dasigen Haven aufhalten, und die kleinern Fische verschlingen. Auf den Klippen vor der Mündung des Havens, finden sich von Zeit zu Zeit Seekälber und See-Elephanten ein. Von Schalthieren gab es hier Austern, Tellermuscheln, gezähnte Muscheln, Kammuscheln und Seeohren. Zwischen den Klippen halten sich außerordentlich große Krebse auf.

Da sich voraussehen ließ, daß sowohl Mineralien, als auch insbesondere Kalk, Steinkohlen, Lehm und Thon für die Kolonisten unentbehrlich seyn würden, so gaben wir uns alle erdenkliche Mühe dergleichen aufzusuchen. Das einzige Mineral, was uns zu Gesicht kam, waren große Massen Eisenstein, die, nach ihrer Gestalt, Farbe,

und Schwere zu urtheilen, ziemlich reichhaltig zu seyn schienen.*) An manchen Orten fand sich auch Kalk; aber alles Nachsuchen, um da oder dort Steinkohlen aufzufinden, war vergebens. Einige Arten von Thon, woraus man Töpfergeschirre, Backsteine u. dgl. verfertigen konnte, waren zwar in Menge vorhanden, aber allemal mehr oder weniger mit Sand vermischt. Ueberhaupt bestand der Boden, so bald wir eine dünne Schicht Sand und Asche weggeräumt hatten, fast überall aus mürbem zerbrechlichem Sandstein, welcher gelblich aussah.

Was das Klima betrifft, so war unser Aufenthalt viel zu kurz, als daß wir beurtheilen konnten, welchen Einfluß dasselbe auf die menschliche Gesundheit hat. Wärme und Kälte wechselten aber oft stark mit einander ab, so daß das Thermometer an einem und demselben Tage, von Sonnenaufgang an bis zur Mittagsstunde, zuweilen von fünfzig bis auf sechs und neunzig Grad stieg, oder fiel. Den neunzehnten und ein und zwanzigsten Oktober, hatte es an der Einfahrt des Havens stark gefroren. Die Nordwestwinde, welche hier heftige Windstöße verursachen, haben alle Eigenschaften wie der Sirokko in der Levante. Sie halten aber selten länger an, als eine Stunde, und setzen sich alsdann unter Donner, Blitz und Regen gegen Südwesten um. **)

*) Allem Vermuthen nach pulverisiren die Wilden dergleichen Steine und erhalten dadurch die rothe Farbe, womit sie sich die Gesichter bemalen.

**) S. das meteorologische Tagebuch, in den Zusätzen.

Die nordwestliche Seite des Havens, wo das Land, so weit das Auge reicht, überall eben und flach ist, scheint am stärksten bevölkert zu seyn. Hier wurden die Boote, welche wir auf Rekognoscirung ausgeschickt hatten, von mehr als zweihundert Wilden umrungen, und da die feindseligen Absichten derselben nicht zu verkennen waren, so sahen wir uns genöthiget auf sie zu feuern. Bei dieser Gelegenheit ward einer getödtet, und zwei oder drei wurden verwundet. Ehe sich dieser Vorfall ereignete, hatten unsere Leute mit einzelnen Parteien dieser Wilden verschiedene Zusammenkünfte, wobei sowohl diese als jene ganz freundschaftlich mit einander zu Werke giengen. Unserer Seits suchte man das gute Vernehmen noch überdies dadurch zu befestigen, daß man sie mit Decken, Glasperlen u. s. w. beschenkte. Da man bemerkte, daß ihnen der Gebrauch unserer Schießgewehre nicht unbekannt war, weil sie bei deren Erblickung allemal in Schrecken geriethen, so suchte man dieselben sorgfältig vor ihnen zu verbergen. Bei der letzten Zusammenkunft, welche sich auf eine so unerwartet feindselige Art endigte, hatten sie sich Anfangs ebenfalls ganz friedlich betragen. Es kamen nämlich ihrer drei, die völlig unbewaffnet waren, an unsere Boote, und man gab ihnen Fische, Brod und Decken. Unser erster Schiffslieutenant, der von drei nackten und unbewaffneten Wilden nicht die mindeste Gefahr fürchtete, gieng mit dem einen Boote ab, um die benachbarte Gegend in Augenschein zu nehmen. Das andere Boot aber blieb da, und die am Ufer befindliche Mannschaft beschäftigte sich indessen mit Kochen und Wassereinnehmen. So bald

man das erstere Boot aus den Augen verloren hatte, entfernten sich die drei Wilden, kamen aber in weniger als einer Stunde nebst vierzig andern zurück, und hatten einen Anführer an ihrer Spitze, der viel über sie zu vermögen schien. Diese Partei machte sogleich Anstalt sich zu vertheilen; einige suchten unsere Leute zu unterhalten, damit sie nicht auf das Zelt Acht geben sollten, worin sich Herr Harris, der designirte Aufseher unserer Kolonie befand; die anderen umringten das Boot, aus dem man die Masten, Ruder und Segel, genommen hatte, um hievon unser Zelt zu verfertigen. Jetzt sahen wir offenbar, daß diese Wilden mit dem Vorhaben umgiengen, uns zu plündern. Bei aller ihrer Aufmerksamkeit konnten unsere Leute doch nicht verhindern, daß sie ihnen eine Streitaxt, ein Beil und eine Säge stahlen. Bei so bewandten Umständen war es nicht möglich, das Boot von der Stelle zu bringen; denn alles was dazu gehörte, befand sich am Ufer. Man erachtete daher für das Beste, zu temporisiren, die Rückkunft des andern Bootes abzuwarten, und nur im äußersten Nothfalle auf die Wilden zu feuern. Zu dem Ende theilte man Brod, Fleisch, und Decken unter sie aus. Diese Nachgiebigkeit machte sie aber nur noch dreister, zumal da immittelst noch zwei andere Haufen zu ihnen gestoßen waren, so, daß ihrer nunmehro wohl zweihundert beisammen seyn mochten. In diesem kritischen Zeitpunkte kam das andere Boot wieder zum Vorscheine, und da die darin befindliche Mannschaft den Auflauf und das Getümmel um das Zelt her gewahr wurde, eilte sie so geschwind als möglich herzu. Als sie dem Ufer sich näherte, kam ihr so-

gleich das ungewöhnlich kriegerische Ansehen der Wilden bedenklich vor, und da es schien, als hätten sie sich des Zeltes bemächtigt, so war man sehr ängstlich für Herrn Harris und zwei von unseren Leuten, besorgt, welche sich nicht mit im Boote befanden. In eben dem Augenblicke, wo man aus dem Boote des Lieutenants den Anker hob, damit es nicht auf den Grund stoßen sollte, packte einer von jenen Wilden, den Unterschiffer, welcher die Aufsicht über das andere Boot führte, an, und schloß ihn fest in seine Arme. Jetzt vernahm unser Schiffslieutenant den allgemeinen Zuruf: Feuer, Sir! Um Gotteswillen, Feuer! In der Hoffnung, daß schon der Knall zureichend seyn würde, die Wilden in Schrecken zu setzen, ließ er ein Paar Kugeln über ihre Köpfe fliegen. Sie stutzten, und einige versteckten sich hinter die Bäume. Bald darauf aber kamen sie wieder zum Vorscheine, klatschten in die Hände, und erhoben ein großes Freudengeschrei. Hierauf geschahen vier Schüsse, aus eben so vielen Flinten, die mit Hirschposten geladen waren, und einige im Boote befindliche Herren feuerten aus ihren mit Schrot geladenen Vogelflinten. Sie mußten getroffen haben; denn die Wilden ließen abermals ein entsetzliches Geschrei hören, das aber von dem vorigen sehr verschieden war. Jene Schüsse hatten sie so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie ihre Mäntel im Stiche ließen, und in allen Richtungen die Flucht nahmen. Nun glaubten wir nicht anders, als daß die Sache damit abgethan sey. Man machte daher Anstalt, das Zelt abzubrechen, und eine Gegend zu verlassen, wo so unfriedliche Menschen wohnten. Indem wir aber da-

mit beschäftigt waren, wurden wir gewahr, daß sich von neuem ein starker Trupp Wilde hinter dem Hügel versammelte, an dessen Fuß unser Zelt stand. Sie schlossen sich dicht an einander, und rückten bis an die Spitze dieser Anhöhe vor. Jeder war mit einer Lanze bewaffnet, und einige, die eine Art Waffenträger zu seyn schienen, trugen ganze Bündel derselben. Als sie sich uns bis auf hundert Schritte genähert hatten, machten sie Halt, und ihr Anführer kam mit einem der gedachten Waffenträger an unser Zelt. Hier fieng er nun an, sehr heftig zu peroriren, und schwang dabei seine ungewöhnlich große Lanze, nicht anders, als ob er Willens sey, sie jeden Augenblick nach Jemand zu werfen. Der erste Schiffslieutenant, dem es noch immer darum zu thun war, wo möglich, Friede und Ruhe wieder herzustellen, legte seine Flinte auf die Erde, gieng zu dem Anführer hin, und überreichte ihm einige Mäntel, Halsbänder und Lanzen, welche die Wilden auf ihrer Flucht im Stiche gelassen hatten. Der Anführer suchte sich den ihm zugehörigen Mantel nebst dem Halsbande heraus, und gab das Uebrige seinem Waffenträger. Seine Mienen und Geberden zeigten die ganze Zeit mehr von Zorn, als von Furcht, und er fuhr noch immer fort, mit seiner Lanze zu drohen. Als die Wilden alle ihre Mäntel zurück erhalten hatten, marschirten sie die Anhöhe herab, erhoben ein gräßliches Geschrei, und schwangen ihre Lanzen hin und her. Jetzt erhielten unsere Leute Befehl, sich in Ordnung zu stellen, und ihre mit Kugeln geladene Flinten gegen die Wilden zu richten. Zugleich aber machten wir einen nochmaligen Versuch, den Anführer zu über-

zeugen, daß wir unfehlbar auf seine Landsleute feuern würden, wenn sie uns näher auf den Leib rückten. Es sey nun aber, daß er unsere Drohungen nicht verstand, oder sie nicht verstehen wollte, genug, wir sahen uns, um unserer Sicherheit willen, genöthigt, die Wilden von der Wirkung unserer Schießgewehre zu überzeugen, ehe sie uns so nahe kamen, daß wir Ursache hatten, uns vor ihren Lanzen zu fürchten. Zu dem Ende nahmen wir einen der vordersten, der es am tollsten trieb, aufs Korn, und ließen, den anderen zum warnenden Beispiele, in einer Entfernung von fünfzig Schritten, drei Schüsse nach ihm thun. Zwei derselben trafen so gut, daß er auf der Stelle todt darnieder stürzte. Der Anführer drehte sich um, sah ihn fallen, und lief zwischen den Bäumen davon. Seine Leute ergriffen nun ebenfalls die Flucht, und ließen den Getödteten auf dem Platze liegen.

Daß unter diesen Wilden in Ansehung des Ranges gewisse Abstufungen Statt fanden, konnten wir sehr deutlich wahrnehmen, und es mochten sich dieselben, allem Vermuthen nach, auf persönliche Vorzüge und äußeres Ansehen gründen. In dieser Hinsicht zeichnete sich nun freilich der mehrerwähnte Anführer vor seinen übrigen Kameraden sehr vortheilhaft aus; denn er war ein grosser gut gewachsener Mann, aus dessen Gesichtszügen etwas Kühnes und Gebieterisches hervorblickte. Als er zum erstenmale zu uns ans Boot kam, ward er von zwei Männern auf den Schultern getragen, indessen ihn die anderen umrungen hielten, in die Hände klatschten und jauchzten. Sein Mantel zeichnete sich weiter durch nichts

aus, als daß er ungewöhnlich groß war. Nebst diesem trug er ein Halsband von Schilfrohr, und auf seiner Brust hiengen einige Schnuren von Menschenhaar. Auf dem Kopfe trug er einen Kranz, der aus den Schwungfedern eines Schwanes bestand, welche sehr niedlich geordnet waren, und ungemein gut ins Auge fielen. Einige seiner Leute hatten sich das Gesicht mit rothem, weißem, und gelbem Thone bemalt; andere hatten ein Rohr, oder einen Knochen, durch das Nasenbein gesteckt, dessen Länge vermuthlich nach dem Range bestimmt wird; denn das, welches der Anführer trug, war bei weitem das größte, und wenigstens zwei Schuh lang. Fast alle hatten, als einen besondern Zierrath, tiefe Einschnitte auf den Schultern, und einer war so voll Narben, als wenn er die Pocken gehabt hätte, wiewohl diese Krankheit in Neu-Holland noch gar nicht bekannt ist. *) In Ansehung der Reinlichkeit, bemerkten wir

*) Man hat zwar zweimal darauf angetragen, in Neu-Süd-Wallis die Kuhpocken zu impfen, das einemal durch den Glatton, das anderemal durch den Kalkutta, aber beidemal ohne den gewünschten Erfolg. Läßt sich wohl mit Gewißheit erwarten, daß die Einführung einer solchen Krankheit in der dasigen Kolonie von Nutzen seyn würde? Man höre, was hierüber ein berühmter Schriftsteller sagt:

„Krankheiten die ihrem Ursprunge nach bloß lokal sind, „wüten in den Gegenden, wohin sie verpflanzt werden, „weit ärger wie in ihrer Heimath. So wurde z. B. von „der Pockenkrankheit, die doch in Europa so wenig zu bedeuten hat, beinahe ganz Amerika entvölkert, und so richtet die Pest in Europa weit größere Verheerungen an,

an diesen Wilden einen auffallenden Unterschied. Einige waren dergestalt mit Unflath bedeckt, daß man sie unmöglich ohne Ekel und Abscheu ansehen konnte; andere hingegen beleidigten wenigstens das Auge nicht durch ihren widrigen Anblick. Erstere ließen ihre starken struppichten Bärte wachsen; letztere hatten sich aber dieselben mit einem scharfen Instrumente, vermuthlich einer Muschelschaale, dicht an der Haut abgeschnitten.

Das einzige Kleidungsstück, womit sie sich gegen die Kälte verwahren, ist ein viereckigter Mantel von Opossumfellen, welche sehr sauber an einander genäht sind, und den sie nachlässig über die Schultern werfen. Die glatte Seite dieses Mantels ist einwärts gekehrt, und mit allerlei Parallellinien bemalt, welche regelmäßige oder länglichte Quadrate u. s. w. bilden. Zuweilen kritzeln sie ungestalte menschliche Figuren darauf, welche Tänzer und Tänzerinnen vorstellen sollen.

Ihre Waffen bestehen aus Lanzen, welche sie, wie die Wilden zu Port-Jackson, mit Beihülfe eines

„als im Morgenlande, wo sie einheimisch ist. Die Ursache „ist leicht zu erklären; der Körper des Menschen wird nämlich durch Gewohnheit und Klima auf dergleichen Krankheiten vorbereitet, was aber keineswegs der Fall ist, wenn „sie verpflanzt werden."

Was würden wir denken, wenn Jemand bei uns in England eine neue Krankheit einimpfen wollte, um dadurch den Uebeln vorzubeugen, die aus der Pest entstehen?

Werfstocks fortschleudern. Ihre Schilde verfertigen sie aus hartem Holze, und verzieren sie mit niedlichem Schnitzwerke. Ihre Kriegsspieße haben Widerhaken von weißem Selenit, oder Haifischzähnen, welche sie mit rothem Gummi befestigen, und mögen wohl in einer gewissen Entfernung sehr furchtbare Stoßwaffen seyn. Die Spitzen ihrer Fischpfeile verfertigen sie aus den Knochen des Känguru, und sie bedienen sich derselben um Rochen zu erlegen, die sich in seichtem Wasser lagern. Angelhaken, oder andere Geräthschaften, welche dazu erforderlich sind, in tiefem Wasser zu fischen, nahmen wir eben so wenig bei ihnen wahr als Kanote, oder andere Fahrzeuge. *) Ihre Nahrung besteht größtentheils in Schaalthieren, und ihre Erfindsamkeit, sich nebenher auch noch andere substantiösere Nahrungsmittel zu verschaffen, erstreckt sich nicht weiter, als daß sie auf den Felsen, an der Einfahrt des Havens, eine Art plumper Schlingen legen, in welchen sich dann und wann bei Nachtzeit einige Seevögel verwickeln und gefangen werden. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß diese Wilden oftmals den bittersten Hunger leiden müssen. Wann sie sich von der Seeküste entfernen müssen, so haben sie zuverlässig weiter nichts zu essen, als Eideren, Regenwürmer, und etwa einige Beutelthiere, die ihnen von ungefähr in den Wurf kommen; denn daß sie im Stande seyn sollten das Känguru zu erlegen, welches eben so schlau als behend

*) Nach der Zeit habe ich in Erfahrung gebracht, daß man allerdings einige den Wilden zugehörige Kanote auf dem Flusse an der Mündung des Havens fand.

ist, kömmt mir, sowohl wegen ihrer Einfalt, als nach Beschaffenheit ihrer Waffen zu urtheilen, nicht wahrscheinlich vor. In dieser Vermuthung ward ich um so mehr bestärkt, da wir nie Felle von dergleichen Thieren bei den Wilden ansichtig wurden. Die Knochen derer, woraus die Spitzen ihrer Fischpfeile bestanden, hatten sie vermuthlich nur von solchen genommen, die eines natürlichen Todes gestorben waren. Daß sie kein Bedenken tragen, Eideren, Regenwürmer, und noch eine andere Art überaus großer Würmer zu essen, die in den Gummibäumen anzutreffen sind, davon waren wir selbst Augenzeugen; letztere halten sie sogar für eine außerordentliche Delikatesse. Wenn wir ihnen Brod, Fleisch, oder Fische gaben, so fraßen sie dies alles hastig hinein, und schlangen ganze Stücke hinunter, ohne sie einmal zu kauen; nicht anders, als wenn sie befürchteten, daß wir ihnen das Geschenkte wieder aus den Händen reißen würden. Um keinen Preis hätten sie von uns etwas zu trinken angenommen. Gebrannte Wasser waren ihnen schon dem Geruche nach zuwider, und wenn wir ihnen Punsch gaben, so kosteten sie ihn zwar, spuckten ihn aber gleich nachher mit allen Kennzeichen des Abscheues wieder aus. Sie kauen die grünen Blätter einiger Pflanzen, die einen adstringirenden Geschmack haben, und einen aromatischen Geruch von sich geben.

Ihre Hütten sind bloß darauf eingerichtet, ihnen bei schlechtem Wetter eine Zeitlang zur Zuflucht zu dienen. Sie bestehen aus quer über einander gelegten Bäumen, und sind allezeit auf der Seite, die dem Winde ge-

genüber liegt, offen. Wenn eben ein umgefallener Baum bei der Hand iſt, ſo bedienen ſie ſich deſſen, die Hütte zu ſtützen, und wenn ſie nicht weit nach Riedgras zu gehen brauchen, ſo durchflechten ſie die Zweige damit. Wenn ſie Feuer anmachen, ſo geſchieht ſolches allemal vor dem Eingange der Hütte, und die Folge davon iſt, daß ſie es gleich wieder bei Seite ſchaffen müſſen, wenn ſich der Wind dreht. Wir konnten nicht dahinter kommen, wie und auf welche Art ſie ſich Feuer verſchafften; denn jede der Parteien, die uns zu Geſichte kamen, hatte einen Brand bei ſich, ſo, daß ſie nur ein wenig dürres Gras nehmen durften, um ein Feuer anzuzünden, das ſogleich zur hellen Flamme aufloderte.

Der einzige Umſtand, woraus wir ſchließen konnten, daß dieſe Wilden in Geſellſchaft leben, war der, daß wir einſt an einen Ort kamen, wo ſie ganz nahe bei einander fünf Hütten erbauet hatten. Sie ſtanden an einer ſalzigten Quelle, welche vermuthlich die einzige Veranlaſſung ſeyn mochte, daß ſie hier ſo nahe bei einander wohnten. Wo aber die anderen Wilden Waſſer hernehmen, iſt ſchwer zu errathen; denn nach der ſorgfältigſten Unterſuchung, welche wir dieſerhalb anſtellten, war in einem Umkreiſe von mehreren Meilen ſchlechterdings keines anzutreffen, als nur an dem Platze, wo die gedachten Hütten ſtanden.

Wie ſie ihre Todten begraben, konnten wir leicht daraus ſchließen, daß eines Tages unſere Leute, als ſie nach Waſſer gruben, ein Menſchengerippe fanden, das

man drei Schuh tief in die Erde verscharrt hatte. Da solches schon stark von der Verwesung gelitten hatte, so ließ sich nicht anders vermuthen, als daß es schon längst an dieser Stätte gelegen haben mußte, ehe je ein Europäer hieher gekommen war.

Das einzige Hausgeräthe, welches wir bei diesen Wilden wahrnahmen, war ein Strohkorb, der eben nicht übel aussah. Ihre ganze Kochkunst besteht bloß darin, daß sie die Speisen auf Kohlen braten, wobei sie eben nicht gar reinlich zu Werke gehen. Zuweilen verschlangen sie die Fische, welche wir ihnen schenkten, wenn sie kaum halb durchgebraten waren, und ohne sie vorher geschuppt oder ausgeweidet zu haben. Nie waren sie vergnügter, als wenn wir sie mit Decken beschenkten; wiewohl nun aber verschiedene von denen, die dergleichen erhalten hatten, sich nach der Zeit wieder bei uns sehen ließen, so brachten sie doch nie ihre Decken mit, sondern stellten sich, als wenn sie vor Kälte zitterten und bebten. Allem Vermuthen nach, hatten sie es darauf angelegt, um nochmals ein ähnliches Geschenk zu erhalten; man müßte denn annehmen, daß sie die Decken ihren Weibern gegeben hätten; dies würde jedoch einen Grad von Civilisirung voraussetzen, von welchem diese rohen und unwissenden Menschen noch zur Zeit himmelweit entfernt sind. Bei ihren ersten Besuchen ließen sie nicht die mindeste Neugierde blicken, sondern begafften sowohl uns selbst, als auch unsere Boote mit stierer Gleichgültigkeit; zuletzt aber gaben sie dennoch durch ihr Betragen zu erkennen, daß ihnen unsere Europäischen Geräthschaften

gefielen, und wenn sie uns dieselben nicht mit Gewalt entrissen, so geschah solches bloß deswegen, weil sie sahen, daß wir ihnen überlegen waren, nicht aber aus dem Grunde, als wenn sie gewußt hätten, was recht oder unrecht ist.

Die Bewohner dieses Theils von Neu-Süd-Wallis, scheinen von denen bei Port-Jackson wenig oder gar nicht verschieden zu seyn. Ihre Gesichtszüge verrathen einerlei Abkunft; ihre Waffen, Zierrathen und Tänze, haben eine auffallende Aehnlichkeit; kurz der ganze Unterschied besteht bloß darin, daß sie eine andere Sprache reden, und daß sich die Mannspersonen einen der Vorderzähne ausbrechen lassen, statt daß das Gebiß der Wilden bei Port-Jackson ganz vollständig ist. Von den Frauenspersonen bekamen wir nur eine einzige zu sehen, und auch diese mußte sich auf Befehl der Männer entfernen, als wir derselben uns näherten. So besuchte uns auch nur ein einziger junger Mensch, der sich aber so unartig aufführte, daß wir uns von der Subordination, die unter diesen Wilden in Ansehung des Alters Statt findet, eben keinen vortheilhaften Begriff machen konnten; denn ob er gleich unter dem ganzen Haufen der jüngste war, so hatte er dennoch das Maul immer vorweg, und war überhaupt in seinem ganzen Betragen weit ungestümer als die andern, welche schon bei Jahren waren.

Der ungünstige Bericht, welchen der erste Schiffslieutenant des Kalkutta über die Beschaffenheit von

Port-Philipp erstattete, überzeugte uns sogleich von der Nothwendigkeit, die Kolonie an einen schicklichern Ort zu verlegen. Da wir aber nicht wußten, ob und was für neue Entdeckungen man vielleicht an den benachbarten Küsten gemacht habe, so erachteten wir für das rathsamste, uns dieserhalb von dem Generalgouverneur zu Port-Jackson nähere Verhaltungsbefehle zu erbitten. Mittlerweile hatte der Ocean seine Ladung gelöscht, und da er seine Fahrt nach China fortsetzen sollte, so konnten wir ihn nicht länger aufhalten, ohne der Regierung schwere Kosten zu verursachen. Bei so bewandten Umständen blieb uns nichts weiter übrig, als ein offenes Fahrzeug nach Port-Jackson abgehen zu lassen. Wir rüsteten daher ein sechsruderiges Boot aus, und Herr Collins (welchem es ohnehin darum zu thun war, eine Spekulation auf Seekälber zu machen) übernahm es, dem Generalgouverneur die Depeschen zu überbringen. Nachdem er neun Tage in See gewesen war, und sehr schlechtes Wetter gehabt hatte, ward er vom Ocean, welcher sechs Tage später abgesegelt war, und nur noch sechzig Meilen bis nach Port-Jackson zu machen hatte, an Bord genommen, und an den eben genannten Ort gebracht. Der Gouverneur King, welcher schon vorher aus einem sehr korrekten Plan von Port-Philipp, welchen Herr Grimes, Generalinspektor der dasigen Kolonie, entworfen hatte, ersah, daß dieser Platz zu einer Niederlassung ganz unschicklich sey, ließ sogleich dem Ocean die nöthigen Befehle zufertigen, die Kolonisten entweder nach Port-Dalrymple, auf der nördlichen Seite von Van-Die-

mens Land, oder an den Fluß Derwent, auf der südlichen Küste dieser nämlichen Insel, zu transportiren, wo sich bereits ein kleiner Haufe, von Port-Jackson aus, angesiedelt hatte.

Da nun die Verlegung der Kolonie unwiderruflich beschlossen war, und folglich der Kalkutta, durch längeres Verweilen, die Absicht seiner Sendung, welche hauptsächlich darin bestand, eine Ladung Schiffsbauholz nach England zu schaffen, ganz außerordentlich verzögert haben würde, ohne daß dieses für die Kolonie nur den mindesten Nutzen gehabt hätte, so verließ er Port-Philipp den achtzehnten December, als man eben im Begriff war, die Kolonisten am Bord des Oceans wieder einzuschiffen.

Während der Zeit, daß der Kalkutta zu Port-Philipp vor Anker lag, wurde die Mannschaft, außer den gewöhnlichen Schiffsarbeiten, hauptsächlich damit beschäftigt, solche Arten von Schiffsbauholz aufzusuchen, die in der dasigen Gegend wuchsen. Dem zufolge wurden mehr als hundert und fünfzig Stück Kompaßholz, meistens Geißblatt, zusammengebracht und abgeliefert.

Da sich nicht mit Gewißheit vorhersehen ließ, wenn das abgeschickte Boot zu Port-Jackson ankommen, und was für Depeschen von dort eintreffen würden, so machte sich der erste Schiffslieutenant des Kalkutta, nebst einigen andern Offizieren, zu Lande auf den Weg,

um Western-Port *) noch genauer zu besichtigen, und nahm zugleich einige Gefangene mit, welche die Lebensmittel nachtragen mußten. Hierbei lag hauptsächlich die Absicht zum Grunde, zu untersuchen, ob die Schilderung, welche die ersten Entdecker von diesem Lande entworfen hatten, zutreffe, und ob solches wirklich einen so großen Schatz an Steinkohlen enthalte, als ihrem Vorgeben nach daselbst vorhanden seyn sollte. Vom Lager aus giengen wir quer über die Halbinsel, wo sich die Bergkette, genannt Arthurs Sitz (Arthur's Seat) bis herab an die See erstreckt. Diese Halbinsel besteht durchgehends aus Sand, welcher sich hier in Gestalt runder Hügel angehäuft hat, die mit einzeln stehenden Büschen groben Grases bedeckt sind. Es wachsen hier keine andern Bäume als weibliche Eichen welche klein sind, und überall frei stehen. Als wir über die Bergkette, genannt Arthurs Sitz, hinaus waren, schlugen wir uns geradenwegs gegen Osten, und blieben fast immer in paralleler Richtung mit dem Seegestade, welches wir dann und wann ansichtig wurden, bis wir an eine in die See hervorragende Spitze kamen, welche wir für das Vorgebirge, oder die Landspitze Schanck, hielten. In diesem Bezirke wird das Land immer höher, und bildet immer größere und steilere Anhöhen, welche durch schmale Thäler von einander abgesondert sind. Der Boden bleibt aber noch immer sehr sandig, und nirgends ist Wasser zu finden, wenn man auch wirklich in

*) Western-Port ward im Jahr 1799 vom Lieutenant Flinders entdeckt.

den Hohlungen mehrere Fuß tief nachgräbt. So bald man über die Landspitze Schanck hinweg ist, bekömmt das Land ein ganz anderes Ansehen; der Boden besteht aus festem Thon; statt der weiblichen Eichen, erblickt man den blauen Gummibaum, und unmittelbar unter dem Vorgebirge fallen zwei ziemlich starke Bäche in die See. Jetzt machten wir Halt, um hier zu übernachten; errichteten, wie die Wilden, eine Hütte, und machten einige Schuh weit vom Eingange Feuer an. Unserer Berechnung zufolge, war dieses Fleck etwa fünf und zwanzig (Englische) Meilen vom Lager entfernt. So bald der Tag anbrach setzten wir unsern Marsch wieder fort, richteten uns nach einem Taschenkompaß, giengen immer in einer Entfernung von drei bis fünf Meilen längs der See hin, und kamen um Mittagszeit nach Western-Port, ungefähr zwei Meilen von der Mündung desselben. Von der Landspitze Schanck an, besteht das Land abwechselnd aus Hügeln und Thälern. Der Boden auf den erstern ist fester Thon, trägt aber dennoch sehr hohe Gummibäume, in den letztern hingegen, findet man mehrere Fuß tief eine sehr fruchtbare schwarze Gartenerde, nur einzelne Flecken ausgenommen, wo wir auf eine Art schwarzer Torferde stießen. Das Gras in diesen Thälern hat einen sehr üppigen Wuchs. Einige sind überall mit Gestrüpp bedeckt; in andern nimmt man kaum hie und da einen Strauch wahr. In dieser Gegend giebt es verschiedene kleine Bäche, die sich durch tiefe Schluchten in die See ergießen.

Wir mußten es, gern oder nicht, dabei bewenden

lassen, die Gegend um Western-Port, nur auf eine kleine Strecke von wenigen Meilen am westlichen Ufer besichtigt zu haben. Hieran war hauptsächlich der Umstand schuld, daß der Mann, welcher unsern ganzen Brodvorrath trug, nicht lange nach unserm Abmarsche aus dem Lager, davon lief. Auch hatten wir uns, sowohl in Ansehung des Umfangs als der Entlegenheit des Havens gar sehr geirrt; denn jener wie diese waren weit beträchtlicher, als wir geglaubt hatten.

Wir hatten uns nur auf vier Tage mit Brod versehen, und unsere Portionen noch überdies spärlich berechnet. Denn eines Theils hofften wir unterwegs einiges Geflügel oder Wild zu schießen; andern Theils mußten uns fast alle unsere Lastträger Wasser nachschleppen, weil wir nicht wußten, ob wir auf unserm Streifzuge welches antreffen würden.

Von der Mündung des Havens, bis auf eine Strecke von zwölf Meilen am westlichen Ufer hin, giebt es nur einen einzigen Platz, der zum Landen für Boote bequem ist; denn der Strand besteht fast überall aus schwarzen Steinplatten, oder aus einer Sandbank, welche sich eine Viertelmeile weit in die See zieht, und wo die Wellen eine sehr ausgedehnte und äußerst gefährliche Brandung verursachen. In der Nähe des vorerwähnten Platzes rinnen drei ziemlich starke Wasserbäche die Anhöhen herab, bilden am Fuße derselben einige Lachen, und verlieren sich alsdann in dem lockern Sande, woraus das Gestade besteht. Es giebt auf diesen Lachen überaus viele

Enten, wovon wir einige schossen. Sie hatten ein schönes Gefieder, und was uns natürlicherweise noch weit lieber seyn mußte, einen köstlichen Geschmack.

Da wir uns auf der Tour nach Western-Port nie über fünf Meilen vom Seeufer entfernt hatten, so nahmen wir uns vor, auf dem Rückwege einen Versuch zu machen, ob wir vielleicht in der Richtung gegen Nordwesten hindurchdringen könnten, in der Voraussetzung, auf diese Art nach Port-Philipp zu gelangen; denn von dortaus hatten wir alsdann nur noch einen Marsch von ungefähr zwanzig Meilen zu machen, um wieder in unser Lager zu kommen. Dem zufolge brachen wir am dritten Tage, so bald nur der Himmel graute, von unserm Nachtlager auf, welches nicht über fünf Meilen von der Einfahrt in Western-Port entfernt seyn mochte. Kaum hatten wir eine Viertelmeile zurückgelegt, als wir an einen unübersehbaren aus ungewöhnlich hohen Gummibäumen bestehenden Wald kamen. In dieser Gegend fängt das Land an sehr bergig zu werden, und in den Thälern, oder vielmehr Klüften, welche sich zwischen den Bergen hinziehen, giebt es hier und da kleine Wässerchen, die aber von dicht verwachsenem und von allerlei Schlingpflanzen, in einander geflochtenem, stachlichtem Gestripp dergestalt in ihrem Laufe gehemmt werden, daß sie fast nicht hindurch können. Als wir, auf einer Strecke von sechs Englischen Meilen, acht dieser Klüfte passirt hatten, welches sich nur mit vieler Mühe in Zeit von vier Stunden bewerkstelligen ließ, fanden wir, daß nun schlechterdings nicht mehr fortzukommen war; denn bei jedem Tritt und

Schritt verwickelten wir uns in Gestripp, das eben so starke und zahlreiche Stacheln hatte, wie in Europa der Stachelginst. Dies und der Umstand, daß einige unserer Wasserträger gänzlich an Kräften erschöpft waren, bewog uns zu dem Entschluß, unser Vorhaben aufzugeben. Als wir daher ein wenig ausgeruht hatten, richteten wir unsern Marsch gegen Südwesten, und zwar in der Absicht, uns dem Seeufer zu nähern, wo das Land offen und weniger bergig ist. Auf diesem Striche fanden wir das Land überall gut bewässert, einen fruchtbaren Boden und mitunter Wiesen von fünfzig bis hundert Acres, die mit fünf Schuh hohem Grase bewachsen waren und von keinem einzigen Baume beschattet wurden. Mit Sonnenuntergange erreichten wir endlich das Seeufer bei der Landspitze Schanck, wo wir die Nacht zubrachten; und am nächstfolgenden Nachmittage kamen wir wieder im Lager an.

Alles Nachforschens ungeachtet, war es uns nicht geglückt, irgendwo Steinkohlen zu finden, wiewohl man uns versichert hatte, daß dergleichen bei Western-Port in Menge vorhanden seyen. Uebrigens will ich gar nicht in Abrede stellen, daß unser Nachsuchen viel zu beschränkt und oberflächlich war, als daß sich die Wahrheit obiger Versicherung gänzlich bezweifeln ließe.

Die Seeküste zwischen der Bergreihe, genannt Arthurs Sitz, und dem Haven von Western-Port besteht aus schwarzen Steinen, die gut zum Kalkbrennen taugen. Die hervorragenden Landspitzen sind hoch, rau-

und völlig perpendikulär, so daß sie der See einen undurchdringlichen Damm entgegenstellen. Diese schlägt hier, selbst bei dem schönsten Wetter, mit solchem Ungestüme an, daß nicht nur kein großes Schiff vor Anker gehen kann, sondern daß selbst das kleinste Boot nicht einmal im Stande ist, sich dem Lande zu nähern.

Außer ganzen Heerden von Kängurus, sahen wir auch noch vier große Wölfe bei Western-Port. In den dasigen Wäldern halten sich sehr schöne kupferfarbige Tauben, schwarze und weiße Kakatu's und eine ungeheure Menge Papagaien auf.

Wir verfehlten zwar auf diesem Streifzuge des Zwecks, uns eine ausgebreitete Kenntniß des Landes zu verschaffen; in der Folge dürfte er aber dennoch vielleicht einigen Nutzen stiften. Denn wo wir nur irgend einen schicklichen Platz antrafen, pflanzten wir die Sämereien, welche wir ausdrücklich zu diesem Behufe von Rio-Janeiro und dem Vorgebirge der guten Hoffnung mitgebracht hatten; nämlich: Pomeranzen, Zitronen, Melonen, Kürbisse, Mais und mehrere Arten von Gartengewächsen.

Auf unserer ganzen Tour trafen wir nur zwei Hütten an und von den Wilden kam uns nicht ein einziger zu Gesichte. Wirklich hat es das Ansehen, als wenn der Känguru in den dasigen Gegenden unumschränkter Herr sey, und es ist leicht möglich, daß er, nachdem man nunmehr Port-Philipp geräumt hat, mehrere Men-

schenalter hindurch von Niemanden im Besitz dieser seiner Herrschaft beeinträchtigt wird.

Gleich in den ersten Tagen nach unserer Landung hatten sich einige unserer Arrestanten aus dem Lager geflüchtet und in der benachbarten Gegend versteckt; wahrscheinlich in der trüglichen Hoffnung, nach Port-Jackson zu gelangen, oder von einem Wallfischfänger, der wie diese unwissenden Menschen sich vorstellten, vielleicht an der dasigen Küste vor Anker gehen dürfte, an Bord genommen zu werden. Einige wurden von unsern Seesoldaten, die ihnen nachsetzten, wieder eingeholt; andere kehrten, nachdem sie beinahe verhungert waren, von freien Stücken ins Lager zurück. Nur von zwei dieser Unglücklichen haben wir seitdem nichts weiter gehört noch gesehen. Der eine war Georg Lee; ein Mann, der verschiedenen achtungswürdigen Personen in England hinlänglich bekannt ist.

Als der Kalkutta Port-Philipp bereits verlassen hatte, sandte man ein Schiff nach Dalrymple, um die Beschaffenheit der dasigen Gegend zu erforschen. Da die Nachrichten, welche dasselbe mitbrachte, nicht ganz so günstig lauteten, wie man erwartet hatte, so ward endlich beschlossen, die Kolonie an den Fluß Darwent zu verlegen, welches denn auch wirklich geschah, ehe noch der Kalkutta Port-Jackson verließ. Die neu angelegte Kolonie ward Hobart genannt, und der Generalgouverneur konnte in seinen darüber erstatteten Berichten von der dasigen Lage, dem Boden und dem

Klima nicht Rühmens genug machen. In Ansehung des letztern bediente er sich unter andern des Ausdrucks, die dasige Niederlassung sey als das Montpellier von Neu-Süd-Wallis zu betrachten.

Uebrigens ereignete sich auf der Fahrt, welche der Kalkutta noch zurückzulegen hatte, nicht das mindeste, was hier Erwähnung verdiente. Er segelte den achtzehnten December von Port-Philipp ab, passirte durch Bass's Straße, und kam den sechs und zwanzigsten ohne widrigen Zufall zu Port-Jackson an. Hier nahm er eine Ladung (ungefähr sechshundert Stämme) Schiffsbauholz ein und gieng den 17ten März 1804 wieder in See. Jetzt richtete er seinen Lauf südwärts von Neu-Seeland, welches er den neun und zwanzigsten ansichtig wurde, fuhr den sieben und zwanzigsten April um das Kap Horn, und lief den zwei und zwanzigsten Mai im Haven von Rio-Janeiro ein, so daß er in Zeit von eilf Monaten die Welt umsegelt, seine Ladung gelöscht und wieder eine andere an Bord genommen hatte.

Auf unserer langwierigen Fahrt zwischen Neu-Seeland und dem Kap Horn ereignete sich schlechterdings nichts, was den Seefahrer oder Naturforscher interessiren könnte. Nur selten setzte sich der Wind gegen Norden nordwestlich, oder gegen Süden südwestlich um; alsdann wehte er aber auch so stark, daß wir neun und zwanzig Tage nach einander, im Durchschnitt gerechnet, täglich hundert und achtzig Meilen zurücklegten.

Die Mannichfaltigkeit und Menge der Südseevögel, welche uns auf diesem Striche nachflogen, war außerordentlich groß. Wir bemerkten als etwas Besonderes, daß sie sich nie in stärkerer Anzahl sehen ließen, als bei stürmischem Wetter. Vermuthlich rührte dies davon her, daß alsdann die Winde die Gewässer von grundaus aufwühlen, und folglich eine größere Menge Insekten und andere Substanzen, welche diese Vögel gern fressen, auf der Oberfläche des Wassers zum Vorschein kommen, als solches zu andern Zeiten der Fall ist. Bei schönem Wetter haben sie ihren Aufenthalt vermuthlich auf den Klippen und Felsen,*) wo es ihnen an dergleichen Futter

*) Verschiedene Umstände führen auf die Vermuthung, daß in dem Südlichen Weltmeere manche noch zur Zeit völlig unbekannte Inseln, Felsen und Untiefen vorhanden seyn müssen. Dies läßt sich theils daraus schließen, daß oft in Gegenden, wo mehrere hundert Meilen weit gar kein bekanntes Land ist, eine Menge Seemoos auf der Oberfläche des Meeres schwimmt; theils aus dem Umstande, daß die See zuweilen ungewöhnlich ruhig ist, ohne daß sich hievon eine scheinbare Ursache angeben läßt. So wurden z. B. die Bounty-Inseln, in 47° 32′ Südlicher Breite und 176° 10′ Oestlicher Länge, zufälliger Weise vom Kapitän Bligh entdeckt; und Kapitän Waterhouse machte, in der Breite von 49° 19′ südlich, und in der Länge von 179° 20′ östlich, ebenfalls eine Insel ausfündig, die er Pen-antipode nannte. Keine von diesen beiden Inseln ist noch zur Zeit genauer untersucht worden. Sollte sich es nicht der Mühe verlohnen, daß die Regierung von Großbritannien, diesen Umstand ihrer Aufmerksamkeit würdigte, um in den Sommermonaten ein Schiff in den dasigen Gewässern kreuzen

ebenfalls nicht fehlen wird. Diese Vögel waren meistens Albatrossen, schwarze Sturmvögel, Pintados, schwärzliche Petrellen, kleine graue Seemöwen u. s. w.

Als wir uns am dritten April in der südlichen Breite von 48½° und in der östlichen Länge von 186½° befanden, wurden wir Abends um neun Uhr am Himmel, gegen Süden zu, einen hellen goldgelben Glanz gewahr. Er erstreckte sich am Horizonte bis zu der Höhe von dreißig Grad, und sah völlig so aus, wie der Himmel in Westen, wenn im Sommer die Sonne schon untergegangen ist und ihn noch mit ihren letzten Strahlen beleuchtet. Diese Naturerscheinung dauerte eine volle Stunde, bis sie sich endlich in dem sie umgebenden Dunkel verlor.

Der Kalkutta fuhr zwischen der Insel Diego-Ramirez und den Eremiten-Inseln hindurch und hielt sich von den erstgenannten etwa sechs Meilen entfernt. Der Wind gieng zu stark, als daß wir das Senkblei auswerfen konnten; aber nach dem schlammichtem Ansehen des Wassers zu urtheilen, konnte dessen Tiefe nicht über dreißig Faden betragen. Wir bemerkten hier einen starken Seestrom, der seine Richtung gegen Südosten nahm. Diego-Ramirez ist zwar auf verschiedenen Charten als eine einzelne Insel angegeben; sie besteht aber eigentlich aus zwei von einander abgesonderten felsichten Inselgruppen, wovon sich die eine nördlich nach

zu lassen, und sich in Betreff dieser Inseln mehrere Gewißheit zu verschaffen?

Westen und die andere südlich nach Osten zieht. Das Fahrwasser zwischen diesen beiden Inseln ist drei Meilen breit, und (wie mich ein Wallfischfänger versicherte) ohne die mindeste Gefahr zu passiren. Auf diesen Inseln ist keine Spur von Vegetation zu bemerken; überall sieht der kahle felsichte Boden hervor. An dem Kap Horn fuhren wir in einer Entfernung von etwa vier Meilen vorüber, und bemerkten auf den Seiten desselben einige Plätze, wo Schnee lag. Der Wind war West, das Thermometer stand auf acht und vierzig Grad und wir hatten ungemein schönes und helles Wetter. Nach dem Ansehen der Eremiten-Inseln zu urtheilen, müssen daselbst einige gute Seehäven seyn. Den Tag nachher, als wir Kap Horn umfahren hatten, segelten wir bei Staatenland vorüber, welches wir von einem Ende zum andern sehr deutlich übersehen konnten. Eine traurigere und unfreundlichere Ansicht als diese, ist schwerlich irgendwo anzutreffen.

Von der Küste Patagoniens flogen drei Landvögel zu uns an Bord und wurden gefangen. Am Leibe, dessen Länge acht Zoll betrug, sahen sie wie Krähen aus; der Schnabel war anderthalb Zoll lang; die Federn auf dem Vordertheile des Kopfes hiengen über denselben in Gestalt eines Büschels herab; sie waren über und über schneeweiß und nur die Füße und Krallen waren schwarz. Kaum hatten wir sie gefangen, als sie schon zahm wurden und Fleisch fraßen. Sie blieben etwa sechs Wochen am Leben, und an ihrem Tode mochte wohl nichts ande-

res Schuld seyn, als das außerordentlich warme Wetter. *)

In den Gewässern diesseits Kap-Horn war die See oftmals mit leuchtenden Insekten bedeckt, deren Länge neun Zoll betrug. Der Glanz, welchen sie von sich strahlten, war dem eines Wachslichtes nicht unähnlich. So oft sie sich sehen ließen, war dies ein sicheres Kennzeichen, daß wir stürmisches Wetter zu erwarten hatten.

Als wir zu Rio-Janeiro frisches Wasser eingenommen hatten, giengen wir den ersten Junius wieder unter Segel, und kamen nicht lange nachher, ohne widrigen Zufall, in England an.

*) Wahrscheinlich gehörten diese Vögel zu derselben Gattung, die bereits vom Kapitän Cook beschrieben worden ist.

Zusätze.

I.

Meteorologisches Tagebuch für die Monate Oktober, November und December, zu Port-Philipp.

Datum	Thermometerstand bei Tagesanbruch	Thermometerstand des Mittags	Winde	Wetter Morgens	Wetter Mittags	Wetter Abends	Bemerkungen
Oct. 11.	68	70	S. S. O.	hell, angenehm	stark. W.	windstill	
12.	74	76	S. W.	schön	stark. W. trübe	regnicht	
13.	59	65	S. W.	trübe, regnicht	stark. W. trübe	sehr windig	
14.	59	59	S. W. W.	stark. W. trübe	wenig W. Regen	schön	
15.	64	64	W. N.	schön	schön	schön	
16.	66	66	O. S. O. S. O.	schön	stark. W. trübe	schön	

Datum	Thermometerstand bei Tagesanbruch	Thermometerstand des Mittags	Winde	Wetter Morgens	Wetter Mittags	Wetter Abends	Bemerkungen
Oct. 17.	72	76	S. O.	schön	schön	schön	
18.	58	64	S. O. S.	schön	schön	schön	
19.	74	80	O. S. W.	schön	dunkel	schön	
20.	68	70	veränd. windstill	schön	schön	schön	
21.	66	66	veränd. windstill	schön	schön	schön	
22.	74	74	O. S. O. S. W.	schön	schön	schön	
23.	76	76	S. S. W.	schön	stark. W. trübe	schön	
24.	76	76	S. S. W. W.	schön	schön	schön	
25.	60	64	windstill	schön	schön	schön	
26.	59	60	windstill	schön	schön	schön	
27.	71	71	W. W. aus S.	schön	dunkel	schön	
28.	67	67	S. W. S.	schön	schön	schön	
29.	69	69	S.	stürmisch	schön	schön	
30.	73	74	N.	Regen	dunkel	dunkel	
31.	—	—	S. W.	trübe, dunkel	dunkel	stürmisch	Heftige Donnerschläge u. Blitze;
Nov. 1.	70	76	W. S. W.	stark. W. Regen	Regen	Regen	

Datum		Thermometerstand bei Tagesanbruch	Thermometerstand des Mittags	Winde	Wetter Morgens	Wetter Mittags	Wetter Abends	Bemerkungen
Nov.	2.	72	75	S. W.	stark. W. Regen	stürmisch	Regen	starker Regen,
	3.	69	80	W. S. W.	stark. W.	Regen	Regen	um 8 Uhr
	4.	68	81	S. W.	Regen	Regen	Regen	Vormit-
	5.	70	74	aus S. W.	dunkel	dunkel	dunkel	tags.
	6.	76	78	S. W.	trübe	trübe	trübe	
	7.	68	69	S. W.	stark. W. Regen	trübe	Regen	
	8.	65	70	S.	trübe	trübe	trübe	
	9.	66	70	S. aus O.	schön	schön	schön	
	10.	70	74	N.	schön	schön	schön	
	11.	73	75	N. N. O.	schön	schön	schön	
	12.	75	75	S. S. O.	Regen	trübe	schön	
	13.	69	71	S.	stark. W. trübe	trübe	trübe	
	14.	58	74	S. S. O.	stark. W.	stürmisch, Regen	Regen	
	15.	64	70	S.	trübe	trübe	trübe	
	16.	59	72	S. S. W.	schön	schön	schön	
	17.	58	62	S. W. N.	schön	schön	schön	
	18	60	74	W. S. W.	schön	schön	schön	
	19.	57	64	S. O.	sehr stürmisch. Reg.	schön	Regen	
	20.	59	64	S. S. W.	stürm. R.	schön	schön	

Datum	Thermometerstand bei Tagesanbruch	Thermometerstand des Mittags	Winde.	Wetter Morgens	Wetter Mittags	Wetter Abends	Bemerkungen
21.	77	80	windstill	schön	schön	schön	
22.	64	70	S. W. N.	sehr stürmisch. Reg.	Windst., Regen		
23.	52	60	N. W. W.	heftige Windstöße; Donner, Blitz und Regen, den ganzen Tag.			
24.	72	76	S. W. S.	trübes dunkles Wetter, Windstöße und Regen, den ganzen Tag.			
25.	74	74	W. S. W. S.	schön	trübe	trübe	
26.	76	78	windstill	schön	schön	schön	
27.	70	76	veränd.	schön	stürmisch, Regen	schön	
28.	69	71	N. W. S. W.	heftige Windstöße, Donner, Blitz und Regen den ganzen Tag.			
29.	70	74	N. O. S. W.	heftige Windstöße, mit Blitz, Donner und Regen, nebst starkem Hagelschlag, Vormittags 11 Uhr.			
30.	70	72	W. N. W.	heftige Windstöße und anhaltender Regen.			
Dec. 1.	58	59	W. N. W.	Sturm, nebst starken Donnerschlägen, Blitzen und Regen.			
2.	58	76	N. W. S. W.	heftige Windstöße, nebst Donner, Blitz und Regen.			
3.	74	78	W. S. W.	schön	schön	schön	

Datum		Thermometerstand bei Tagesanbruch	Thermometerstand des Mittags	Winde	Wetter Morgens	Wetter Mittags	Wetter Abends	Bemerkungen
Dec.	4.	74	76	windstill	schön	schön	schön	
	5.	74	78	O. N. O.	schön	schön	schön	
	6.	60	90	Windstille; N. W.	schön	schön	schön	Um 11 Uhr Vormittags kam ein starker Windstoß aus N. W.; in wenigen Minuten stieg das Thermometer von 70 bis auf 90 Grad.
	7.	77	80	S. W. W.	stark. W.	trübe	trübe	
	8.	75	77	S. W.	stürmisch	trübe	trübe	
	9.	69	75	S. W. S.	schön	schön	schön	
	10.	70	74	S. W.	schön	schön	schön	
	11.	60	70	S. W.	schön	schön	schön	
	12.	59	61	S. aus O.	schön	schön	schön	
	13.	61	73	S. S. O.	schön	schön	schön	
	14.	68	72	S.	schön	schön	schön	
	15.	70	76	S. S. W.	sehr trübe	trübe	trübe	
	16.	70	75	S. W.	schön	schön	schön	
	17.	58	59	W.	schön	schön	schön	

II.

Ueber die verschiedenen Arten des Bauholzes, welches in Neu-Süd-Wallis wächst.

Neu-Süd-Wallis bringt allerlei Arten von Bäumen hervor, die als Bauholz zu gebrauchen sind. Die Benennungen, welche die Kolonisten denselben beigelegt haben, sind theils von ihrer Beschaffenheit entlehnt; theils von der Aehnlichkeit, welche sie in Ansehung des Laubes, der Frucht, oder des Holzes, zwischen diesen und andern Bäumen wahrnahmen. Zu den erstern gehören der blaue, der rothe, und der schwarz getupfte Gummibaum, die Zaserrinde (Stringybark) der Eisenbaum (Ironbark) der Terpentinbaum, und das Leichtholz (ligtwood); zu den letzteren aber die Stiel-Eiche (she-oak) der Mahagonibaum, die Ceder, der Buchsbaum, das Geisblatt, der Theebaum, Birnbaum, Aepfelbaum und Feigenbaum. Diese Bäume werfen ein Jahr wie das andere, und zwar am Ende desselben, ihre Rinde ab, und sind immer belaubt, weil die neu hervorkommenden Blätter die alten abstoßen.

Die blauen und rothen Gummibäume haben fast einerlei Holz; sie sind rauh und fest; im Schiffsbau taugt dieses Holz gut zu Rahmen; am besten ist es zu gebrauchen, wenn seine Dicke zwei bis drittehalb Schuh beträgt; denn wenn es dicker ist, so taugt es ge-

wöhnlich im Innern nichts. Am Stehen wird der blaue Gummibaum stark von einem gewissen ganz kleinen Wurme beschädigt, welcher unzählige Löcherchen hineinbohrt, die mit bloßem Auge kaum wahrzunehmen sind.

Der blaue und rothe Gummibaum sind weder nach ihrer innern Beschaffenheit, noch in ihrem äußern Ansehen verschieden. Beide haben viel festeres und zäheres Holz, als in England die Eichen. Sie sind besonders zu Planken gut anwendbar. Auch lassen sich kleine Maste, Raen, Stangen, und sonst noch allerlei daraus verfertigen, wozu gerades Holz erforderlich ist. Wenn sie zu Sparren bestimmt sind, so hat man darauf zu sehen, daß sie genau die erforderliche Dicke haben, denn ihre Festigkeit besteht bloß in den äußern Theilen, im Innern aber sind sie meistens faul. Das Eisenholz ist zwar nicht so zähe, wie die beiden erst genannten Gattungen; aber sehr hart und fest. Es muß zwei bis vier Fuß dick seyn, wenn man Rahmen, Stangen u. dgl. daraus verfertigen will. In Neu-Süd-Wallis gebraucht man sie hauptsächlich um Häuser davon zu bauen, und allerlei Geräthe daraus zu verfertigen. Der Terpentinbaum taugt zu weiter nichts, als zu Fußböden. Das Leichtholz wird zwanzig Zoll dick, und ist wegen seiner Schwimmkraft (woher es den Namen erhalten hat) hauptsächlich zu Booten und andern kleinen Fahrzeugen zu gebrauchen.

Was die Eichen betrifft, so kömmt es darauf an, ob sie auf Anhöhen, oder in sumpfigen Gegenden wach-

sen. Das Holz von den erstern muß zwölf bis acht zehn Zoll stark seyn; wenn es stärker ist, so ist es meistens im Innern nicht gar fest, sondern brüchig und verwachsen, springt und wirft sich auch leicht. Es wird hauptsächlich von den Schreinern verbraucht, besonders zu eingelegter Arbeit. Die Sumpfeiche wird eben so stark wie jene, und unterscheidet sich von derselben nur dadurch, daß ihr Inneres aus gleichförmigern Theilen besteht und folglich viel zäher ist. Im Schiffbau würde sie gut zum Ausbessern zu gebrauchen seyn. In Neu-Süd-Wallis verfertigt man aus diesen beiden Holzarten theils Pfähle, theils Schindeln.

Der Mahagonibaum wird gut drei Schuh dick, und ist seiner Beschaffenheit nach von dem auf Jamaika fast gar nicht verschieden. Im Schiffbau ist er hauptsächlich zu Rahmen und Einfassungen gut zu gebrauchen.

Die Ceder hat in Ansehung ihres Holzes überaus viele Aehnlichkeit mit dem Mahagoni in der Honduras bai. Wenn sie noch in vollem Wuchs ist, gleicht sie der Bergesche, sowohl in Ansehung des Laubes, als auch der Beere.

Der Buchsbaum (welcher bloß der Blätter wegen so genannt wird) hat gesundes und sehr zähes Holz. Seine Dicke beträgt dritthalb Schuh, und er ist im Schiffbau zu allerlei zu gebrauchen.

Das Geißblatt (welches diese Benennung ebenfalls

wegen Aehnlichkeit der Blätter erhalten hat) ist eine weiche Holzart, welche besser zu Schreinerarbeit als zum Schiffbauen taugt. Zu Port-Jakson wird dieses Holz nie über zwei Fuß dick, zu Port-Philipp aber wenigstens vier Fuß. Es hat krumme Aeste, und würde daher im Schiffbau gut als Knieholz zu gebrauchen seyn.

Der Theebaum (und auch dieser wird der Blätter wegen so genannt) ist klein und sehr windisch. Meines Wissens hat man noch nie einen Versuch gemacht, sich dessen beim Schiffbau zu bedienen, aber nach dem äussern Ansehen zu urtheilen, sollte ich allerdings glauben, daß man ihn bei Booten und kleinern Fahrzeugen anwenden kann.

Der sogenannte Birnbaum trägt eine Frucht, die zwar wie eine Europäische Birne gestaltet, übrigens aber so hart wie Holz ist. Er wächst schnurgerade und seine stärkste Dicke beträgt achtzehn Zoll; übrigens taugt er zu weiter nichts als Schreinerarbeit.

Der Apfelbaum, welcher diese Benennung seiner Blätter wegen erhielt, hat große und krumme Aeste, ist zwei bis dritthalb Schuh dick, und würde beim Schiffbau wahrscheinlich zu Rahmen und Knien anwendbar seyn; noch zur Zeit aber hat man damit keinen Versuch gemacht.

Der Feigenbaum ist kein anderer, als der Ostindische Banianenbaum, dessen Zweige bekanntlich abwärts sprossen, und, sobald sie die Erde erreichen, wieder

neue Schößlinge treiben. Sein Holz taugt schlechterdings zu gar nichts.

Bemerkenswerth ist es, daß in Neu-Süd-Wallis alle Arten von Bauholz, nur jenes ausgenommen, das auf sumpfigen Boden wächst, nur äußerst selten durchaus gesund sind. Dies mag wohl davon herrühren, daß es dem Boden an Feuchtigkeit fehlt, zugleich auch von dem Umstande, daß die Wilden das Gras in den Wäldern verbrennen, und folglich den jungen Bäumen der Saft benommen wird. Ferner verdient noch bemerkt zu werden, daß mehrere Arten von Bäumen, die gleich in der ersten Zeit gefällt wurden, als man hier eine Kolonie anlegte, noch immer vollkommen gesund sind, ob sie nun gleich bereits seit fünfzehn Jahren Wind und Wetter ausgehalten haben.

Aus der Gegend am Fuße der blauen Berge (Blue mountains) *) brachte man uns drei bis vier Arten

*) So nennt man eine hohe Bergreihe, welche sich zwischen Osten und Ost-Nordosten hindurch zieht, und von den Ufern des Hawkesbury, bei Richmondhill, nicht weiter als fünf Meilen entfernt ist. Alles, was jenseits dieser Berge liegt, ist im eigentlichen Wortverstande unbekanntes Land. Man hat zwar verschiedenemal versucht, über diese Berge hinwegzusetzen, noch zur Zeit aber ist kein einziger dieser Versuche gelungen. Der Fehler mag aber wohl mehr an zweckmäßigen Veranstaltungen und Beharrlichkeit gelegen haben, als an andern Hindernissen; denn jene Berge, an und für sich betrachtet, sind eben nicht höher, als die in der Provinz Wallis und in Irland.

Bauholz, die zu Port-Jackson gar nicht bekannt sind, und nach der Meinung sachverständiger Leute ebenfalls beim Schiffbau gute Dienste leisten würden; zumal da die eine dieser Holzarten in nichts von der Buche verschieden ist.

III.

Ueber die Auswahl der zur Transportirung verurtheilten Missethäter, und die Mittel, sie während der Reise bei guter Gesundheit zu erhalten.

Von einer zweckmäßigen Auswahl der Uebelthäter, die nach einer neuen Kolonie transportirt werden sollen, hängt das Aufkommen und Gedeihen derselben größtentheils ab. Man sollte daher nie unterlassen, den Rath zu beherzigen, welchen Lord Baco, in seinem Versuche über die Pflanzungen (essay on Plantations) hierüber ertheilt hat. „Die Leute, sagt er, welche ihr auf eure Pflanzungen versetzen wollet, müssen „Gärtner, Ackerleute, Tagelöhner, Schmiede, Zimmerleute, Schreiner, Fischer und Vogelsteller seyn, und „nebst diesen habt ihr einige Apotheker, Chirurgen, „Köche und Becker nöthig." Wie wenig man aber dieses bei Transportirung der nach Neu-Süd-Wallis bestimmten Missethäter berücksichtigt, zeigte sich nur allzu deutlich am Bord des Kalkutta, wo unter dreihundert

und sieben Gefangenen sich nur acht Zimmerleute und Schreiner, drei Schmiede, ein Gärtner, zwanzig brauchbare Feldarbeiter, zwei Fischer, neun Schneider und vier Steinmetzen befanden. Die übrigen waren vormalige Bedienten, Perückenmacher, Miethkutscher, Sesselträger, Seidenweber, Kattundrucker, Uhrmacher, Steinhauer, Kaufmannsdiener und Leute von guter Geburt (gentlemen). Es bedarf wohl keines Beweises, daß mit solcher Waare in einer neu anzulegenden Kolonie wenig oder gar nichts zu machen ist, wenn man bedenkt, daß hier Handarbeiten weit nöthiger und nützlicher sind, als künstliche Beschäftigungen. Der Uhrmacher arbeitet freilich eben so gut in Metall wie der Schmied, indeß ist sehr zu zweifeln, ob er mit aller seiner Anstrengung im Stande seyn würde, in einem Tage hundert Stück Nägel zu verfertigen. Was die Vornehmen unter den Missethätern betrifft, so sind diese bei weitem die unbrauchbarsten, denn sie halten nie Ruhe und haben immer etwas mit andern vor, wie solches das dermalige Gouvernement von Neu-Süd-Wallis hinlänglich bezeugen kann. Die Erziehung und Manieren dieser Leute geben Veranlassung, daß sie gewöhnlich mit Handarbeiten verschont werden; denn sie finden fast immer eine gewisse Fürsprache im Gefühl derer, mit welchen sie ehedem von gleichem Stande waren, und dies macht, daß man sie gewissermaßen vor ihren übrigen Unglücksgefährten auszeichnet. Wiewohl sie sich der mit ihrem vormaligen Stande verbundenen Vorzüge verlustig gemacht haben, so behalten sie doch noch immer einen Schatten davon bei, und zugleich einen Theil

der Gesinnungen, die ihren ehemaligen Charakter ausmachten. Sie können daher nie an ihre Herabwürdigung denken, ohne in eine Art von Wuth zu gerathen. Dies hat die Folge, daß sie (besonders im Reden) äußerst unbescheiden sind, und immer Unruhen veranlassen, welche dem Gouvernemente desto mehr zu schaffen machen, da es die Mitglieder des kleinen Staates, über welchen es die Aufsicht führt, bloß durch Zwangsmittel zügeln kann, und mithin immer darauf bedacht seyn muß, einen Aufruhr zu verhüten.

In Ansehung der Missethäter, die mit dem Kalkutta nach Neu-Süd-Wallis gesendet wurden, hätte man allerdings eine bessere Auswahl treffen können. Man überschickte dem Schiffchirurg eine Liste von vier hundert Verbrechern, aus welchen er sich dreihundert auslesen sollte. Bei dieser Auswahl zog er aber bloß die Gesundheitsumstände und das Alter in Betracht, denn er bekam für jeden Arrestanten, den er in Neu-Süd-Wallis frisch und gesund ablieferte, eine Belohnung von zehn Pfund Sterling. Um ihren persönlichen Charakter bekümmerte er sich weiter gar nicht; auch stand kein Wort davon in seiner Instruktion, daß er auf dies oder jenes Gewerbe besondere Rücksicht zu nehmen habe.

Die außerordentliche Sterblichkeit, welche sich zuweilen auf verschiedenen nach Neu-Süd-Wallis bestimmten Transportschiffen geäußert hat, rührte hauptsächlich davon her, daß man sowohl die Gefangenen als

auch das Schiff selbst nicht reinlich genug hielt; denn in andern Fällen, wo man diese Vorsichtsregeln nicht aus der Acht ließ, fand eine solche Sterblichkeit nie Statt. Da die Gefangenen ohnehin nicht viel auf Reinlichkeit halten, und an die Lebensart auf den Schiffen wenig oder gar nicht gewöhnt sind, so lassen sie oft so viel Schmutz und Unflath zusammenkommen, daß man schlechterdings Zwangsmittel anwenden muß, um zu verhüten, daß sie nicht von Maden und Würmern zerfressen werden. Reinlichkeit ist das einzige Mittel, wodurch Krankheiten verhütet werden können; besonders wenn man Breiten zu passiren hat, wo es sehr warm ist. Folgende Vorsichtsregeln, die aber auf das strengste beobachtet werden müssen, tragen nicht nur dazu bei, dem Ausbruche von Krankheiten vorzubeugen, sondern auch ihrer weitern Verbreitung Einhalt zu thun, wenn auch wirklich das Schiff noch so stark mit Menschen angefüllt wäre.

Ist das Gefängniß auf dem Mitteldeck angebracht, wo ohnehin wenig frische Luft hinkömmt, so darf man nie daselbst scheuern lassen, sondern der Koth muß alle Morgen weggekratzt, und sodann das Verdeck mit sogenannten Bibles*) und trocknem Sande abgerieben werden.

Jeder Theil des Gefängnisses muß rein seyn, so daß

*) So nennen die Schiffleute eine Art hölzerner Blöcke, die einen Schuh lang, sechs Zoll dick, und eben so breit sind.

man nie Knochen oder andern Unrath darin findet. Alles, was hier aufbewahrt wird, es sey, was es nur immer wolle, muß in besondern dazu bestimmten Verschlägen aufbewahrt werden. Insonderheit aber hat man darauf zu sehen, daß in dem Gefängnisse keine Wäsche oder Kleidungsstücke aufgehangen werden, die noch naß sind.

Jeder Gefangene sollte mit einer Hangematte, *) einer dünnen Matratze und einer Decke versehen seyn. Man muß streng darauf halten, daß jeder die seinigen an den bestimmten Ort hängt; denn die meisten Gefangenen sind so träge, daß sie dieselben bloß auf dem Verdeck ausbreiten, und sogar in der Nässe hier schlafen. Bei trocknem Wetter muß das Bettzeug so oft als möglich an die freie Luft gehangen, und die Hangematten müssen alle Monate wenigstens einmal tüchtig abgerieben werden.

Wenn das Schiff bei Teneriffa oder Madeira vor Anker geht, oder diese Inseln passirt hat, müssen sämmtliche Arrestanten ihre Bettücher, Decken, Jacken, Schuhe, Strümpfe, und alle ihre wollenen Kleidungsstücke abliefern; denn sonst verkaufen sie dieselben aus

*) Dies geschah zwar am Bord des Glatton und des Kalkutta; aber auf den gemietheten Transportschiffen werden den Missethätern hölzerne Bettstellen angewiesen, in welchen man das Bettzeuch, ohne es je zu waschen oder zu reinigen, aller Wahrscheinlichkeit nach, so lange liegen läßt, als sie sich am Bord befinden.

Leichtſinn, ohne nur daran zu denken, daß ſie dies alles unter den höhern ſüdlichen Breiten wieder nöthig haben. Man muß die Flocken aus den Matratzen nehmen, an die Sonne legen und wieder umſtopfen. Alle wollene Kleidungsſtücke, müſſen oft (wo es ſich thun läßt in friſchem Waſſer, und wenn keines zu haben iſt, in Seewaſſer) gewaſchen, nachmals in Kalkwaſſer getaucht, und getrocknet werden, ohne daß man ſie ausringt. Das Räuchern mit ſogenannten Sprühteufeln, welches man nicht ſelten, beſonders bei kalter oder naſſer Witterung zu übertreiben pflegt, iſt nicht zu empfehlen; denn ſo bald man die ſolchergeſtalt durchräucherten Zimmer wieder öffnet, dringt ſogleich die kalte Luft wieder hinein, verdichtet den noch darin befindlichen Dampf, und hinterläßt eine Art von Dunſt, welcher der Geſundheit nachtheilig iſt. Ueberhaupt iſt es bei naſſem Wetter nicht möglich, nach dem Räuchern eine hinlängliche Quantität Luft in die Zimmer zu laſſen, ohne daß zugleich eine verhältnißmäßige Quantität Feuchtigkeit mit eindringt. Wenn nun die Leute, wie es meiſtens der Fall iſt, wieder hineingehen müſſen, ehe ſich der Dunſt verzogen hat, ſo athmen ſie natürlicher Weiſe einen Theil davon ein, und dieſes iſt der Lunge ſehr ſchädlich. Die Witterung ſey übrigens wie ſie will, ſo iſt ein Feuer von Steinkohlen (denn gegen das Räuchern mit Holzkohlen, laſſen ſich dieſelben Einwendungen machen, wie gegen das Schießpulver) weit beſſer dazu geeignet, die verdorbene Luft aus den Zimmern zu ſchaffen, als jede andere Art von Rauchwerk. Das Räuchern mit Eſſig iſt meiſtens ſo ökonomiſch eingerichtet, daß ich nicht einſehe, wozu

es dienen soll, wenn es auch wirklich anderm Rauchwerke vorzuziehen wäre.

Wenn man in Breiten kömmt, wo es sehr warm ist, so hat man vorzüglich darauf zu sehen, daß sich die Gefangenen wöchentlich wenigstens zweimal baden müssen. Diese Veranstaltung kann nicht genugsam empfohlen werden. Man kann es dergestalt einrichten, daß sich täglich nur eine gewisse Anzahl badet, mithin nicht die geringste Unordnung hierbei vorgeht; und wenn dies unter der Aufsicht eines Mannes geschieht, dem es nicht an ärztlichen Kenntnissen fehlt, so kann hieraus für die Gesundheit nicht der mindeste Nachtheil entstehen. Kurz gesunde Kost, hinlängliche Bewegung und strenge Aufsicht auf Reinlichkeit, sind die zweckmäßigsten Mittel, die Leute auf langwierigen Seereisen gesund zu erhalten. Für das Erstere sorgt das Englische Gouvernement nach seiner bekannten Generosität von selbst; und letzteres beruht lediglich auf der Sorgfalt des Mannes, welchem das Geschäft anvertraut wird, eine so beträchtliche Anzahl seiner Nebenmenschen wohlbehalten an Ort und Stelle zu bringen.